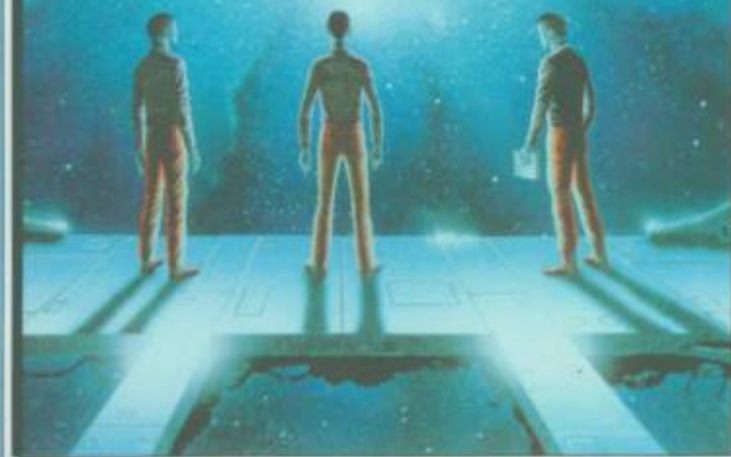


SCIENCE FICTION
ROMAN

Arthur C. Clarke

Inseln im All



Aus dem Amerikanischen übertragen von
Lothar Heinecke

1. Auflage Juni 1962 • 1.-22.Tsd.
2. Auflage Februar 1974 • 23.-32. Tsd.
3. Auflage Juli 1983 • 33.-42.Tsd.

Made in Germany 1983

® der Originalausgabe 1952 by Arthur C. Clarke

© der deutschsprachigen Ausgabe 1962

by Wilhelm Goldmann Verlag, München

Umschlagentwurf: Atelier Adolf & Angelika Bachmann, München

Umschlagillustration: Michelangelo Miani/Agentur Schlück, Garbsen

Druck: Elsnerdruck GmbH, Berlin

Verlagsnummer: 23006

Lektorat: Peter Wilfert • Herstellung: Peter Papenbrok

ISBN 3-442-23006-3

© *reScan: Leselaus*

SCIENCE FICTION
Roman
Arthur C. Clarke

Inseln im All

ISLANDS IN THE SKY

Wilhelm Goldmann Verlag

reScan by Leselaus



Es war Onkel Jim gewesen, der zu mir gesagt hatte: »Was auch immer bei dem Wettbewerb geschehen mag, Roy, reg dich darüber nicht auf. Betrachte die ganze Sache einfach als ein unterhaltsames Vergnügen, das dir Freude macht.« An diese Worte mußte ich denken, als ich meinen Mitbewerbern in das große Fernsehstudio folgte, und ich glaube nicht, daß ich besonders nervös war. Schließlich war es ja wirklich nur ein Spiel – so sehr ich mir auch wünschte, den ersten Preis zu gewinnen.

Die Zuhörer saßen schon auf ihren Plätzen. Sie redeten halblaut miteinander, rückten unruhig auf ihren Stühlen hin und her und warteten darauf, daß man endlich anfangen würde. Als wir auf die Bühne kamen und unsere Plätze einnahmen, erhielten wir einigen Beifall. Ich schaute mir schnell noch einmal meine fünf Konkurrenten an – und ich war ein wenig enttäuscht. Jeder von ihnen schien völlig davon überzeugt zu sein, daß er die Bühne als Sieger verlassen würde.

Neuer Applaus ertönte aus dem Publikum, als Elmer Schmitz, der Quizleiter, in das Studio hereinkam. Ich kannte ihn natürlich schon von der Vorschlußrunde her, und sicherlich haben ihn Millionen von Menschen schon oft in den Fernsehsendungen gesehen. Er gab uns noch ein paar letzte Anweisungen, ging dann zu seinem Platz unter den Scheinwerfern und gab den Kameralenten ein Zeichen. Wie abgeschnitten verstummten die Gespräche im Publikum, als das rote Licht aufflammte. Von meinem Platz aus konnte ich sehen, wie Elmer sein berühmtes Lächeln aufsetzte.

»Guten Abend, meine Damen und Herren! Hier spricht Elmer Schmitz. Heute abend stelle ich Ihnen die Teilnehmer an der Endrunde unseres Luftfahrt-Quiz vor, den wir in Zusammenarbeit mit der World-Airways-Fluggesellschaft veranstalten. Die sechs jungen Männer, die Sie heute abend hier vor sich sehen – «

Aber ich will nicht erst alle die schmeichelhaften Worte wiederholen, die er über uns sagte. Es lief darauf hinaus, daß wir eine ganze Menge über alles wußten, was flog – sei es in der Luft oder jenseits davon –, und daß wir ungefähr fünftausend Mitglieder des Junior-Raketenklubs in einer Serie von nationalen Wettbewerben

geschlagen hatten. In der heutigen Endrunde würde nun der Sieger ermittelt werden.

Es fing ganz leicht an – ganz wie in den früheren Runden. Hmer schoß auf jeden von uns nacheinander eine Frage ab, und wir hatten zwanzig Sekunden Zeit, um die Antwort zu finden. Meine erste Frage war ziemlich einfach; er wollte von mir den Höhenrekord für einfache Düsenflugzeuge wissen. Auch die anderen beantworteten ihre Fragen richtig. Ich glaube, diese ersten Fragen sollten uns nur Selbstvertrauen geben.

Dann wurde es schwieriger. Wir sahen nicht, was für Ergebnisse wir mit unseren Antworten erzielten; denn die Punktzahlen wurden auf einem Schirm gezeigt, der nur für das Publikum sichtbar war – aber an dem Lärm, den die Leute bei einer richtigen Antwort machten, konnte man leicht erkennen, wie man im Rennen lag. Übrigens wurde einem ein Punkt abgezogen, wenn man eine falsche Antwort gab; das sollte uns davon abhalten, einfach herumzuraten. Wenn man eine Antwort nicht wußte, war es am besten, überhaupt nichts zu sagen.

Soviel ich wußte, hatte ich bis jetzt nur einen einzigen Fehler gemacht, aber da war so ein Junge aus New Washington dabei, der meiner Ansicht nach überhaupt noch keinen gemacht hatte; allerdings wußte ich das nicht sicher; denn es war schwierig, auf die Ergebnisse der anderen richtig zu achten, während man sich gleichzeitig schon überlegte, was Elmer Schmitz wohl als nächste Frage auf Lager hatte.

Meine Stimmung war also ziemlich düster, als plötzlich die Scheinwerfer abgeblendet wurden und ein versteckter Filmprojektor aufstrahlte.

»Jetzt«, sagte Elmer Schmitz zu uns, »kommt die letzte Runde! Jeder von euch wird nun – nur eine Sekunde lang – irgendeine Art von Flugzeug oder Rakete sehen. In dieser Zeit müßt ihr herausbekommen, was es ist. Seid ihr bereit?«

Eine Sekunde – das hört sich furchtbar kurz an, aber in Wirklichkeit ist es gar nicht so schlimm. In einer Sekunde kann man eine Menge erfassen – genug jedenfalls, um ein Objekt wiederzuerkennen, das einem wirklich gut bekannt ist. Aber einige von den Maschinentypen, die sie uns zeigten, waren über hundert Jahre alt. Eine oder zwei davon hatten sogar Propeller! Für mich war das ein Glück, denn ich hatte mich schon immer für die Geschichte der Fliegerei interessiert, und ich konnte eine Menge von diesen Alt-tümern durchaus identifizieren. Und jetzt versagte der junge Mann

aus New Washington ganz und gar. Sie zeigten ihm ein Bild von dem ersten Wright-Doppeldecker, den man jederzeit im Smithsonian Institut sehen kann – und er kannte ihn nicht. Nachher hatte er dann gesagt, er wäre nur an Raketen interessiert, und die Frage sei nicht fair gewesen. Aber ich fand, daß sie durchaus in Ordnung war.

Mir zeigten sie die Dornier DO-X und eine B-52 – und ich erkannte sie beide. Ich war deshalb gar nicht so sehr überrascht, als Elmer schließlich meinen Namen aufrief, sobald die Scheinwerfer wieder aufstrahlten. Immerhin aber war es ein stolzer Augenblick für mich, als ich aufstand und zu ihm hinging, während die Kameronas mir folgten und die Zuschauer mächtig klatschten.

»Ich gratuliere Ihnen, Roy Malcolm«, sagte Elmer Schmitz herzlich und schüttelte mir die Hand. »Sie haben fast die höchstmögliche Punktzahl erreicht. Nur eine einzige falsche Antwort haben Sie gegeben. Ich freue mich sehr, Sie als Sieger in dem World-Airways-Wettbewerb vorstellen zu können. Wie Sie ja wissen, ist der Preis eine freie Reise zu einem beliebigen Ort auf der ganzen Welt, bei der alle Unkosten bezahlt werden. Wir interessieren uns natürlich alle sehr dafür, wofür Sie sich entscheiden werden. Wo möchten Sie hinreisen? Sie können überall hin – zwischen dem Nordpol und dem Südpol.«

Meine Lippen waren ziemlich trocken. Wenn auch mein Plan schon seit Wochen festlag, so war es doch jetzt, da ich ihn in die Tat umsetzen sollte, etwas ganz anderes. Ich kam mir schrecklich verloren vor in dem großen Studio – vor all den Leuten, die in angespannter Stille dasaßen und darauf warteten, was ich nun sagen würde. Als ich schließlich antwortete, hörte ich meine Stimme wie aus weiter Ferne.

»Ich möchte zur Inneren Raumstation.«

Elmer Schmitz schaute zugleich überrascht, verwirrt und beunruhigt aus. Durch das Publikum lief ein Raunen, und ich hörte, wie jemand ein wenig auflachte. Vielleicht veranlaßte dieses Lachen Elmer Schmitz, die Sache ebenfalls als Scherz aufzufassen.

»Ha, ha – sehr spaßig, Roy! Aber der Preis ist eine Reise zu einem beliebigen Ort ›auf der Erde‹. Sie müssen sich an die Wettbewerbsbestimmungen halten!«

Ich merkte, daß er sich über mich lustig zu machen versuchte, und das erregte meinen Ärger.

»Ich habe die Regeln sehr genau durchgelesen«, antwortete ich entschieden. »Und da steht nicht drin: ›auf der Erde‹. Es heißt dort:

zu »jedem beliebigen Ort der Erde«. Das ist ein großer Unterschied.«

Elmer Schmitz war ein gescheiter Mann. Er wußte, daß sich da Verdruß zusammenbraute; sein Grinsen verschwand, und er blickte besorgt zu den Fernsehkameras hinüber.

»Sprechen Sie weiter«, sagte er zu mir.

Ich räusperte mich.

»Im Jahre 2054«, fuhr ich fort, »unterzeichneten die Vereinigten Staaten zusammen mit den anderen Mitgliedern der Atlantischen Föderation die Tycho-Konvention, in der festgelegt wurde, wie weit sich die Hoheitsrechte eines Planeten in den Raum hinaus erstrecken. Nach diesem Abkommen ist die Innere Raumstation ein Teil der Erde, da sie sich innerhalb der Tausend-Kilometer-Grenze befindet.«

Elmer schaute mich mit einem höchst seltsamen Blick an. Dann sagte er:

»Sagen Sie mir, Roy: Ist Ihr Vater zufällig Rechtsanwalt?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, das ist er nicht.«

Natürlich hätte ich hinzufügen können: »Aber mein Onkel Jim ist Rechtsanwalt.« Ich entschloß mich jedoch, lieber den Mund zu halten; es würde ohnehin genug Ungelegenheiten geben.

Elmer machte noch ein paar Versuche, mich umzustimmen, aber damit hatte er kein Glück bei mir. Außerdem lief allmählich die Sendezeit ab, und das Publikum war auf meiner Seite. Schließlich gab er es auf und sagte lachend:

»Nun, Sie scheinen wirklich ein sehr entschlossener junger Mann zu sein, der genau weiß, was er will. Jedenfalls haben Sie den Preis gewonnen. Es sieht allerdings so aus, als ob sich jetzt die Rechtsanwälte mit der Sache beschäftigen müßten; ich hoffe nur, es bleibt für Sie noch etwas übrig, wenn die Angelegenheit rechtlich geklärt ist.«

Das hoffte ich wahrhaftig auch.

Natürlich hatte Elmer Schmitz recht, wenn er annahm, daß ich mir das nicht selber ausgedacht hatte. Onkel Jim, der juristischer Berater in einem großen Atomenergie-Konzern ist, hatte für mich diese Möglichkeit entdeckt – schon bald nachdem ich mich für den Wettbewerb gemeldet hatte. Er hatte mir auch erklärt, was ich sagen müßte, und er hatte mir versichert, daß die World-Airways-Gesellschaft sich nicht davor drücken könnte, selbst wenn das juristisch möglich wäre – denn unterdessen hätten mich bereits so viele Leute auf dem Fernsehschirm gesehen, daß der bloße Versuch dazu dem Ruf der Gesellschaft schaden würde. »Du darfst nur nicht um-

fallen, Roy«, hatte er zu mir gesagt, »und laß dich auf keine Kompromisse ein, bevor du nicht mit mir darüber gesprochen hast.«

Meine Eltern waren allerdings ziemlich ungehalten über die Gelegenheit. Sie hatten natürlich die Sendung mit angesehen, und sobald ich jenen entscheidenden Satz gesagt hatte, wußten sie sofort, was los war. Vater rief gleich nach der Sendung Onkel Jim an und sagte ihm seine Meinung – ich habe später davon erfahren –, aber jetzt war es schon zu spät dafür, mich noch zurückzuhalten.

Schon immer war es mein sehnlichster Wunsch gewesen, in den Weltraum hinauszugehen. Ich war siebzehn Jahre alt, als ich den Wettbewerb gewann, und ziemlich groß für mein Alter. Ich hatte alle Bücher über Luftfahrt und Astronautik gelesen, die ich erreichen konnte, und alle Film- und Fernsehberichte aus dem Weltraum gesehen, und ich war fest entschlossen, daß auch ich eines Tages jenen Anblick erleben würde, wie hinter einem Raumfahrer die Erde zusammenschrumpft. Ich hatte mir Modelle von berühmten Raumschiffen gebaut – und einige sogar mit Raketenantrieb ausgestattet –, bis die Nachbarn sich beschwerten. In meinem Zimmer habe ich Hunderte von Fotografien – nicht nur von den meisten bedeutenden Raumschiffen, sondern auch von den wichtigsten Orten auf den Planeten.

Mutter und Vater hatten gegen dieses fanatische Interesse bis jetzt nichts einzuwenden gehabt, aber sie hatten gedacht, daß ich eines Tages darüber hinauswachsen würde. »Schau dir Joe Donovan an«, sagten sie immer. Joe leitet die Helikopter-Reparaturwerkstätte in unserem Bezirk. »Als er so alt war wie du, wollte er unbedingt ein Marskolonist werden. Die Erde war ihm nicht gut genug. Nun, er ist noch nicht einmal bis zum Mond gekommen, und ich glaube auch nicht, daß er noch jemals hingelangen wird. Und nun ist er auch hier auf Erden ganz glücklich und zufrieden.« Aber davon war ich gar nicht so sehr überzeugt. Ich habe gesehen, wie Joe sehnsüchtig zum Himmel hinaufschaute, wenn die startenden Raketschiffe ihre weißen Kondensstreifen durch die Stratosphäre zogen, und manchmal glaube ich, er würde sein ganzes Besitztum dafür hergeben, um da mitfliegen zu können.

Onkel Jim – er ist der Bruder meines Vaters – war der einzige, der meine Gefühle in dieser Richtung wirklich verstand. Er war zwei- oder dreimal auf dem Mars gewesen, einmal auf der Venus und so oft auf dem Mond, daß er gar nicht mehr wußte, wie oft. Er hatte eben eine Berufsarbeit, in der ihm die Leute tatsächlich Geld

dafür bezahlten, daß er solche Reisen machte. Ich fürchte, sein Einfluß wurde in unserer Familie als sehr beunruhigend betrachtet.

Ungefähr eine Woche war vergangen, seit ich den Wettbewerb gewonnen hatte, als ich von der World-Airways-Gesellschaft einen Brief bekam. Die Leute waren sehr höflich – geradezu eisig höflich – und schrieben, sie wären zu der Überzeugung gekommen, daß die Bedingungen des Wettbewerbs es mir tatsächlich erlauben würden, auch zur Inneren Raumstation zu fliegen. Sie konnten natürlich nicht umhin, ihrer Enttäuschung darüber Ausdruck zu geben, daß ich nicht einen ihrer Luxusflüge innerhalb der Atmosphäre gewählt hatte. Onkel Jim sagte spöttisch, das einzige, was sie aus der Fassung gebracht hätte, sei die Tatsache gewesen, daß meine Entscheidung sie mindestens zehnmal soviel kosten würde, als sie auszugeben beabsichtigt hatten. Sie stellten mir jedoch zwei Bedingungen. Erstens sollte ich die schriftliche Zustimmung meiner Eltern vorlegen, und zweitens müßte ich mich den üblichen medizinischen Prüfungen für Raumschiffbesatzungen unterziehen.

Das eine muß ich meinen Eltern hoch anrechnen: obwohl sie immer noch ziemlich verärgert über meine Eigenwilligkeit waren, legten sie mir doch keine Schwierigkeiten in den Weg. Schließlich war ja auch die Raumfahrt keine gefährliche Sache mehr, und ich flog immerhin nur ein paar hundert Meilen über die Erdoberfläche empor. So unterschrieben sie nach kurzer Debatte die Formulare und schickten sie ab. Ich bin ziemlich sicher, daß die World-Airways-Leute gehofft hatten, meine Eltern würden ihre Zustimmung verweigern.

Jetzt blieb noch das zweite Hindernis übrig – die ärztliche Prüfung. Ich fand es nicht sehr fair, das von mir zu verlangen. Nach allem, was ich darüber gehört hatte, wurde sie ziemlich streng gehandhabt – und wenn ich sie nicht bestünde, dann würde sich niemand darüber mehr freuen als die World-Airways-Leute.

Die nächste zuständige Stelle für eine solche Prüfung war das Institut für Raummedizin an der John-Hopkins-Universität in Baltimore. Ich mußte eine Stunde mit dem Düsenklipper von Kansas nach Washington fliegen; dazu kamen noch die zwei kurzen Helikopterflüge nach Kansas und von Washington nach Baltimore. Obgleich ich schon viele weit längere Reisen gemacht hatte, war ich diesmal vorher so aufgeregt, als ob mir ein völlig neues Erlebnis bevorstünde. In gewisser Hinsicht stimmte das natürlich auch; denn wenn mir alles nach Wunsch ginge, würde diese Reise einen neuen Abschnitt meines Lebens eröffnen.

Ich hatte schon am Abend vorher alle Reisevorbereitungen getroffen, obwohl ich doch nur ein paar Stunden von zu Hause fort sein würde. Es war ein sternklarer Abend, und ich ging mit meinem kleinen Fernrohr ins Freie hinaus. Es war weiter kein großartiges Instrument – eigentlich nur eine hölzerne Röhre mit ein paar Linsen darin –, aber ich hatte es selbst zusammengebastelt, und ich war sehr stolz darauf. Bei Halbmond konnte ich damit alle größeren Mondgebirge sehen und ebenso auch die Ringe des Saturn und die Satelliten des Jupiter.

Aber heute abend suchte ich ein anderes Objekt am Himmel, das nicht so leicht zu finden ist. Ich kannte annähernd seine Umlaufbahn, denn unser örtlicher astronomischer Klub hatte die Zahlen für mich errechnet. Ich baute also mein Fernrohr so sorgfältig wie möglich auf und begann langsam den südwestlichen Sternenhimmel abzusuchen, wobei ich ab und zu einen Blick auf die Sternkarte warf, die ich mir vorher dafür gezeichnet hatte.

Die Suche dauerte etwa fünfzehn Minuten. Im Blickfeld des Fernrohrs erschienen eine Handvoll Sterne – und außerdem etwas anderes, was kein Stern war. Ich konnte gerade noch ein winziges ovales Gebilde ausmachen, das viel zu klein war, als daß man Einzelheiten hätte erkennen können. Es glänzte strahlend hell dort oben, in dem grellen Sonnenlicht außerhalb des Erdschattens, und es bewegte sich, während ich es betrachtete. Für einen Astronomen vor hundert Jahren wäre dieses Objekt ein Rätsel gewesen; denn es war etwas ganz Neues am Himmel. Es war die Meteorologische Station Zwei, die in einer Entfernung vom neuntausendsechshundert Kilometern die Erde täglich viermal umkreiste. Die Umlaufbahn der Inneren Station verlief zu weit südlich, als daß ich sie von unserer Breite aus hätte beobachten können; man mußte schon in Äquatornähe wohnen, um sie am Himmel Strahlen zu sehen – den hellsten und sich am ungestümsten bewegenden aller ›Sterne‹.

Ich versuchte mir vorzustellen, wie es da oben sein mochte in dieser dahintreibenden Luftblase, die ringsum von der unendlichen Leere des Raumes umgeben war. In diesem Augenblick mochten die Wissenschaftler dort oben genauso auf mich herunterblicken, wie ich zu ihnen emporschaute. Ich fragte mich, was für eine Art Leben sie wohl führten – und ich dachte daran, daß ich das mit etwas Glück bald selbst erleben würde.

Die hellglänzende kleine Scheibe, die ich beobachtete, färbte sich plötzlich orange, dann rot, und schließlich begann sie zu verglimmen wie ein erlöschender Funke. In wenigen Sekunden war sie

dann völlig verschwunden. Station Zwei war in den Erdschatten hineingejagt und würde nun verfinstert sein, bis sie nach etwa einer Stunde im Südosten wieder auftauchen würde. Es war jetzt ›Nacht‹ an Bord der Raumstation, genauso wie hier auf der Erde. Ich packte mein Fernrohr zusammen und ging zu Bett.

östlich von Kansas City, wo ich den Düsenklipper nach Washington bestieg, dehnt sich das Land fünfhundert Meilen weit flach dahin, bis man das Appalachen-Gebirge erreicht. Vor hundert Jahren wäre ich hier über Millionen Morgen von Farmland geflogen, aber die bebauten Felder waren alle verschwunden, seitdem die ›Landwirtschaft‹ gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts auf die Meere hinaus verlegt wurde. Jetzt breiteten sich wieder die alten Prärien aus, und mit ihnen kehrten die großen Büffelherden zurück, die dieses Land einst durchstreift hatten, als es noch die Indianer allein beherrschten. Die großen Industriestädte und die Zentren des Bergbaus hatten sich nicht viel verändert, aber die kleineren Städte waren verschwunden, und in ein paar Jahren würde nichts mehr darauf hinweisen, daß sie jemals existiert hatten.

Als ich schließlich die breiten Marmorstufen des Instituts für Raummedizin hinaufstieg, war ich nervöser als beim Beginn der Endrunde des World-Airways-Wettbewerbs. Wenn ich dabei versagt hätte, dann würde sich vielleicht später für mich eine andere Chance ergeben haben – aber wenn heute die Ärzte ›nein‹ sagten, dann würde ich nie in den Weltraum hinaus gelangen können.

Ich hatte zwei Arten von Untersuchungen zu überstehen; eine körperliche und eine psychologische. Zuerst mußte ich alle möglichen verrückten Dinge tun – wie zum Beispiel auf einer Tretmühle laufen und dabei den Atem anhalten, sehr leise Geräusche in einem schalldichten Raum erkennen und schwachglühende farbige Lichter identifizieren. Einmal verstärkte man meinen Herzschlag auf das Tausendfache; es war ein unheimliches Geräusch, und mir lief eine Gänsehaut über den Rücken, aber die Ärzte sagten, es wäre alles in Ordnung.

Sie waren alle sehr freundlich zu mir, und nach einer Weile gewann ich die Überzeugung, daß sie auf meiner Seite standen und bemüht waren, mich durchzubekommen. Natürlich half mir dieser Gedanke sehr, und ich fing an, das Ganze als einen guten Spaß anzusehen ~ fast als eine Art Spiel.

Aber ich änderte meine Ansicht darüber nach einem Test, bei dem sie mich in eine Art Kabine setzten, die sie dann nach allen mög-

lichen Richtungen herumwirbelten. Als sie mich wieder herausließen, war mir fürchterlich übel, und ich konnte mich kaum aufrecht halten. Das war für mich der schlimmste Augenblick der ganzen Untersuchung; denn ich war überzeugt, daß ich versagt hatte. Tatsächlich aber hatte ich die Probe bestanden; gerade wenn mir nicht übel geworden wäre, hätte das bedeutet, daß irgend etwas mit mir nicht in Ordnung gewesen wäre.

Dann ließen sie mich eine Stunde ausruhen, bevor sie mit den psychologischen Testversuchen angingen. Davor hatte ich nicht viel Angst, denn ich kannte die meisten schon von früher her. Ich hatte die Lösung von ein paar einfachen Zusammensetzspielen zu finden. Dann mußte ich eine Unmenge Fragen schriftlich beantworten, und schließlich wurde meine visuelle und manuelle Reaktionsgeschwindigkeit geprüft. Zuletzt befestigten sie an meinem Kopf eine Menge Drähte und führten mich in einen engen dunklen Korridor, an dessen Ende sich eine geschlossene Tür befand.

»Jetzt hören Sie gut zu, Roy«, sagte der Psychologe, der die meisten Testversuche mit mir durchgeführt hatte. »Ich werde Sie jetzt allein lassen, und das Licht wird ausgehen. Bleiben Sie hier stehen, bis Sie weitere Anweisungen erhalten. Dann tun Sie genau das, was man Ihnen sagt. Machen Sie sich keine Sorgen über diese Drähte; sie werden Ihnen folgen, wenn Sie sich bewegen. Alles klar?«

»Ja«, sagte ich – und ich fragte mich insgeheim, was sie wohl jetzt mit mir anfangen würden.

Das Licht ging langsam aus, und eine Minute lang stand ich in völliger Dunkelheit da. Dann erschien ein schwach leuchtendes röthliches Rechteck vor mir, und ich wußte, daß die Tür am Ende des Ganges sich öffnete, obgleich ich keinen Laut hören konnte. Ich versuchte zu erkennen, was hinter der Tür war, aber das Licht war zu schwach.

Ich wußte, daß die Drähte, die man an meinen Kopf angeschlossen hatte, meine Gehirnimpulse registrierten; was also auch immer geschehen würde, ich mußte versuchen, so ruhig und gefaßt wie möglich zu bleiben.

Eine Stimme ertönte in der Dunkelheit aus einem verborgenen Lautsprecher;

»Gehen Sie durch die Tür, die Sie vor sich sehen, und bleiben Sie Stehen, sobald Sie hindurchgeschritten sind!«

Ich gehorchte obgleich es nicht einfach war, in diesem schwachen Licht in einer geraden Linie zu gehen, während ich ein Gewirr von Drähten mitschleppen mußte.

Ich hörte nicht, wie die Tür sich hinter mir schloß, aber irgendwie wußte ich auf einmal, daß sie sich geschlossen hatte, und als ich mit meiner Hand hinter mich tastete, fühlte ich eine glatte Kunststofffläche. Es war jetzt völlig dunkel, selbst der trübrote Lichtschein war verschwunden.

Es schien eine lange Zeit zu vergehen, bis wieder etwas geschah. Ich glaube, ich muß fast zehn Minuten in jener Dunkelheit dicht an der Tür gestanden und auf die nächste Anweisung gewartet haben. Ein- oder zweimal piffte ich leise, um festzustellen, ob es hier irgendein Echo gab, nach dem ich die Größe des Raumes beurteilen könnte. Wenn ich auch meiner Sache nicht sicher war, so gewann ich doch den Eindruck, daß ich mich in einem ziemlich großen Raum befand.

Dann leuchtete ohne Ankündigung das Licht wieder auf. Es war kein plötzliches grelles Aufflammen, das mich geblendet hätte, aber es ging doch ziemlich schnell; vielleicht dauerte es zwei oder drei Sekunden. Jetzt konnte ich meine Umgebung deutlich erkennen, und ich schämte mich nicht, zu sagen – daß ich aufschrie.

Es war ein vollkommen normales Zimmer – außer in einer Hinsicht. Ich sah einen Tisch, auf dem einige Papiere lagen, drei Sessel, ein Bücherregal an der einen Wand, einen kleinen Schreibtisch und ein Fernsehgerät. Die Sonne schien durch die Fenster, und ein paar Vorhänge bewegten sich leicht im Winde. In dem Augenblick, als das Licht aufflammte, öffnete sich eine Tür, und ein Mann trat herein. Er ergriff eines der Schriftstücke auf dem Tisch und ließ sich in einen der Sessel sinken. Er wollte gerade zu lesen anfangen, als er emporschaute und mich erblickte. Und wenn ich sage »empor«, dann meine ich genau das. Denn das war es eben, was an diesem Zimmer nicht stimmte. Ich stand nicht auf dem Fußboden – dort unten bei den Sesseln und dem Bücherregal –, ich schwebte fünf Meter hoch in der Luft, mit dem Rücken flach an der Zimmerdecke ausgestreckt, und in meiner Reichweite war nirgends etwas, woran ich mich hätte festhalten können! In panischer Angst versuchte ich mich an der Kunststofffläche hinter meinem Rücken festzuklammern, aber sie war so fugenlos und glatt wie Glas. Ich konnte auf keine Weise verhindern, daß ich hinunterstürzte – und der Fußboden dort unten sah mir sehr hart aus, und er war sehr weit entfernt.



Aber der Sturz erfolgte nicht, und mein panischer Schrecken verging schnell wieder. Das Ganze war nur eine Art Sinnestäuschung. Ich spürte ja den festen Boden unter meinen Füßen – was immer meine Augen mir auch einreden wollten. Ich hörte auf mit meinen Versuchen, mich an der Tür festzuklammern, durch die ich eingetreten war – die Tür, die sich jetzt auf einmal an der Decke zu befinden schien.

Natürlich – die Sache war ganz einfach! Ich sah das Zimmer, in das ich scheinbar hinabschaute, in Wirklichkeit in einem riesigen Spiegel, der direkt vor mir in einem Winkel von fünfundvierzig Grad zur Senkrechten montiert war. Tatsächlich stand ich im oberen Teil eines sehr hohen Raumes, der in der Waagerechten gleichsam rechtwinklig ›gekrümmt‹ war- aber wegen des Spiegels konnte man das nicht erkennen.

Ich ließ mich auf Hände und Knie nieder und schob mich langsam vorwärts. Das kostete mich eine Menge Willensenergie; denn meine Augen vermittelten mir immer noch den Eindruck, daß ich mit dem Kopf voraus an einer senkrechten Wand hinunterkroch. Nach etwa anderthalb Metern hörte der Fußboden plötzlich auf, und ich spähte vorsichtig über den Rand hinab. Dort unter mir – diesmal wirklich unter mir – befand sich das Zimmer, in das ich durch den Spiegel hineingeschaut hatte. Der Mann im Sessel blickte grinsend zu mir hinauf, als ob er sagen wollte: ›Wir haben dir einen ganz schönen Schrecken eingejagt, was?‹ Ich konnte ihn natürlich ebensogut sehen, indem ich geradeaus vor mir auf sein Bild in dem Spiegel schaute.

Die Tür hinter mir ging auf, und der Psychologe kam herein. Er hatte einen langen Papierstreifen in der Hand, und er lachte In sich hinein, während er ihn vor mir in der Luft herumschwenkte.

»Wir haben alle Ihre Reaktionen hier auf diesem Band, Roy«, sagte er. »Wissen Sie, zu welchem Zweck dieser Test durchgeführt wurde?«

»Ich glaube, ich kann es mir denken«, sagte ich ziemlich kleinmütig. »Sie wollen dadurch feststellen, wie ich mich benehme, wenn irgend etwas mit der Schwerkraft nicht in Ordnung ist.«

»Das ist richtig. Wir nennen das einen Orientierungstest. Im Weltraum draußen spürt man keine Schwerkraft, und manche Leute können sich einfach nicht daran gewöhnen. Dieser Test dient dazu, solche Menschen von vornherein auszuschneiden.«

Ich hoffte, daß ich nicht auch zu diesen Leuten gehören würde, und ich verbrachte eine sehr unbehagliche halbe Stunde, während ich auf den Urteilsspruch der Ärzte wartete. Aber ich hätte mir keine Sorgen zu machen brauchen. Sie waren auf meiner Seite und ebenso entschlossen, mich durchzubringen, wie ich selber.

Die Berge von Neuguinea – direkt südlich vom Äquator –, die an manchen Stellen fast fünftausend Meter hoch über den Meeresspiegel aufragen, müssen einmal zu den wildesten und unzugänglichsten Stellen der Erdoberfläche gehört haben. Obwohl durch die Hub-schrauber dieses Gebirges ebenso leicht erreichbar wurde wie irgendeine andere Gegend der Erde, so erlangte es doch erst im einund-zwanzigsten Jahrhundert seine wirkliche Bedeutung als das wichtigste Sprungbrett für den Vorstoß von der Erde in den Weltraum.

Dafür gibt es drei gute Gründe. Erstens einmal bedeutet seine Lage in nächster Nähe des Äquators, daß sich die Berge infolge der Erdrotation mit einer Geschwindigkeit von etwa sechzehnhundert-siebzig Kilometer pro Stunde von West nach Ost bewegen. Das ist eine sehr nützliche zusätzliche Startgeschwindigkeit für ein Schiff, das in den Weltraum hinausschießt. Ihre Höhe bedeutet außerdem, daß die dichtesten Schichten der Atmosphäre bereits unter ihnen liegen; so ist der Luftwiderstand geringer, und der Raketenantrieb kann mit einem höheren Wirkungsgrad arbeiten. Aber vielleicht am wichtigsten von allem ist die Tatsache, daß sich nach Osten hin fast zehntausend Meilen weit der offene Pazifische Ozean erstreckt. Man kann Raumschiffe nicht von bewohnten Gegenden aus starten; denn ganz abgesehen von der Gefahr, daß einmal etwas schiefgehen könnte, würde der unglaubliche Lärm eines startenden Schiffes bei allen Menschen im Umkreis von mehreren Kilometern Gehörschäden verursachen.

Port Goddard liegt auf einem weiten Hochplateau, das durch Atomsprengungen künstlich geglättet worden ist – fast viertausend Meter über dem Meeresspiegel. Es gibt keine Möglichkeit, es auf dem Landweg zu erreichen; alles wird mit Flugzeugen dorthin transportiert. Es ist der Treffpunkt für atmosphärische Flugzeuge und Raumschiffe.

Von unserer heranstürmenden Düsenmaschine sah das Plateau zuerst wie ein kleines weißes Rechteck aus, das verloren zwischen den Bergen lag. Weite Täler mit dichtem, tropischem Urwald erstreckten sich ringsum, soweit man schauen konnte. In einigen dieser Täler, sagte man mir, gibt es immer noch wilde Stämme, die

noch nie mit der Zivilisation in Berührung gekommen sind. Ich hätte wohl wissen mögen, was sie von den Ungeheuern dachten, die hoch über ihren Köpfen dahinflogen und den Himmel mit ihrem dröhnenden Getöse erfüllten.

Das wenige Gepäck, das ich mitnehmen durfte, war vorausgesandt worden, und ich würde es erst wieder zu sehen bekommen, wenn ich die Innere Station erreicht hatte. Als ich aus der Düsenmaschine in die kalte klare Luft von Port Goddard hinaustrat, hatte ich das Gefühl, schon hoch über der Erde zu sein, und ich blickte ganz automatisch zum Himmel empor, um zu sehen, ob ich meinen Bestimmungsort dort oben finden könnte. Aber ich hatte keine Zeit, danach zu suchen. Die Reporter warteten bereits auf mich, und ich mußte mich wieder ihren Kameras stellen.

Ich habe keine Ahnung mehr, was ich alles gesagt habe, und glücklicherweise erlöste mich auch bald einer von den Hafenbeamten. Natürlich mußten die unvermeidlichen Formulare ausgefüllt werden. Ich wurde sehr sorgfältig gewogen und mußte einige Pillen schlucken – man paßte genau auf, daß ich es auch tat –, und dann bestiegen wir den kleinen Wagen, der uns zum Startplatz bringen würde. Ich war der einzige Passagier bei diesem Flug, denn die Rakete, mit der ich reisen würde, war in Wirklichkeit ein Frachter.

Die meisten Raumschiffe tragen – wie es ganz natürlich ist – astronomische Namen. Ich flog mit der ›Sirius‹, und obgleich sie eines der kleineren Schiffe war, sah sie doch eindrucksvoll genug aus, als wir uns ihr näherten. Man hatte sie bereits in ihrem Stützgerüst aufgerichtet, so daß ihr Bug jetzt senkrecht zum Himmel wies und sie noch auf den großen Dreiecken ihrer Flügelflossen zu ruhen schien. Diese Flossen würden wirksam werden, wenn das Schiff auf seinem Rückflug zur Erde wieder in die Atmosphäre hineinglitt; augenblicklich dienten sie nur zur Festlegung der vier riesigen Treibstofftanks, die wie überdimensionale Bomben aussahen und die natürlich abgeworfen werden würden, sobald die Motoren sie leer gesaugt hatten. Diese stromlinienförmigen Tanks waren fast so groß wie das Schiff selbst.

Als ich in den Aufzug des Wartungsturmes trat, der mich zur Einstiegluke bringen sollte, wurde mir zum erstenmal so richtig bewußt, daß ich jetzt dabei war, die letzte Verbindung zur Erde aufzugeben. Ein Motor begann zu summen, und die Metallwände der ›Sirius‹ glitten schnell an mir vorüber. Mein Ausblick auf Port Goddard weitete sich. Jetzt konnte ich alle die Verwaltungsgebäude sehen, die sich am Rande des Hochplateaus drängten, ebenso die großen

Lagertanks für den Treibstoff, die seltsame Maschinerie des Werkes, das flüssigen Sauerstoff herstellte, und den Flugplatz mit seinen Düsenmaschinen und Hubschraubern. Und jenseits davon lagen – unberührt von allem, was Menschenhand hier geschaffen hatte – die ewigen Berge und Wälder.

Der Aufzug hielt mit einem sanften Ruck an, und das Gatter öffnete sich auf einen kurzen Laufsteg, der zum Schiff führte. Ich ging hinüber, trat durch die offenstehenden Türen der Luftschleuse, und der gleißende tropische Sonnenschein wich dem kaltgrelten elektrischen Licht im Kontrollraum des Schiffes.

Der Pilot saß schon in seiner Sitzschale und kontrollierte seine Instrumente. Er drehte sich herum, als ich eintrat, und lächelte mich freundlich an.

»Sie sind also der berühmte Roy Malcolm, wie? Nun, ich werde versuchen, Sie in unbeschädigtem Zustand auf der Station abzuliefern. Sind Sie schon mal in einer Rakete geflogen?«

»Nein«, antwortete ich.

»Na, machen Sie sich nur keine Sorgen. Es ist lange nicht so schlimm, wie manche Leute meinen. Machen Sie es sich in diesem Liegesitz dort bequem, schnallen Sie sich an und warten Sie die Ereignisse in aller Ruhe ab. Wir haben noch zwanzig Minuten Zeit bis zum Start.«

Ich streckte mich bequem in der pneumatischen Andruckwanne aus. Ich glaube nicht, daß ich Angst hatte, aber ich war bestimmt sehr aufgeregt. Nach all diesen Jahren, in denen ich nur davon geträumt hatte, war ich jetzt wirklich an Bord eines Raumschiffes. In wenigen Minuten würden mich mehr als hundert Millionen Pferdekkräfte in den Himmel hinaufschleudern.

Ich schaute mich in der Kabine um. Das meiste, was ich darin sah, kannte ich schon von Filmen und Fotos her, und ich wußte auch, wozu die einzelnen Instrumente dienten. Die Armaturentafel eines Raumschiffes ist in Wirklichkeit nicht so sehr kompliziert, weil die meisten Steuervorgänge automatisch ablaufen.

Der Pilot sprach durch die Radioanlage mit dem Kontrollturm und gab die Startmeldung durch. Hin und wieder wurde er durch eine Zeitanzeige unterbrochen:

»Minus fünfzehn Minuten... minus zehn Minuten... minus fünf Minuten.« Obwohl ich alles schon oftmals gehört habe, erregt es mich doch jedesmal wieder. Und diesmal erlebte ich es nicht am Fernschirm, sondern in Wirklichkeit.

Endlich sagte der Pilot:

»Umschaltung auf Automatik.«

Er legte einen großen roten Hebel um; dann seufzte er erleichtert auf, streckte seine Arme einen Moment und lehnte sich in seinem Sessel zurück.

»Das ist immer ein schönes Gefühl«, sagte er, »Die nächste Stunde kann ich faulenzen.«

Er meinte das natürlich nicht im Ernst. Obwohl von jetzt an der »automatische Pilot« das Schiff steuern würde, mußte er doch darauf achten, daß alles planmäßig ablief. In einem Notfall – oder wenn der Roboterpilot irgendeinen Fehler machte, mußte er die Kontrolle sofort wieder übernehmen.

Das Schiff begann zu vibrieren, als die Treibstoffpumpen zu arbeiten angingen. Ein kompliziertes Muster von sich überschneidenden Linien war jetzt auf dem Fernsehschirm zu sehen. Wahrscheinlich hatte es etwas mit dem vorberechneten Kurs zu tun, den die Rakete einschlagen sollte. Eine Reihe von kleinen Glühlampen wechselte nacheinander von rot zu grün. Als die letzte Lampe ihre Farbe veränderte, rief mir der Pilot noch schnell zu:

»Jetzt schauen Sie zu, daß Sie ganz flach liegen!«

Ich schmiegte mich in meine Andruckwanne hinein – und im nächsten Moment hatte ich das Gefühl, als ob eine mächtige Last auf mich herabgefallen wäre. In meinen Ohren rauschte und dröhnte es, und es kam mir vor, als wöge ich plötzlich tausend Kilo. Ich mußte mich wirklich anstrengen, um zu atmen; es war jetzt nicht länger eine Tätigkeit, die man seinen Lungen überließ, ohne sich darum zu kümmern.

Dieses äußerst unbehagliche Gefühl dauerte glücklicherweise nur wenige Sekunden; dann hatte ich mich schon ein wenig daran gewöhnt. Die eigenen Motoren des Schiffes waren noch nicht in Tätigkeit; wir wurden zur Zeit von der Schubkraft der Zusatzraketen emporgetrieben, die nach dreißig Sekunden ausgebrannt und abgeworfen sein würden. Dann würden wir uns bereits viele Kilometer über der Erde befinden.

An dem plötzlichen Nachlassen der Last, die auf mich drückte, merkte ich, daß dieser Zeitpunkt gekommen war. Es dauerte nur einen Moment; dann hörte ich ein neues Dröhnen von etwas anderem Klang, als unsere eigenen Raketen zu brennen begannen. Fünf Minuten lang würden sie so weiterdonnern; dann würden wir uns schon so schnell bewegen, daß die Erde uns nicht mehr zu sich herabzwingen konnte.

Der Schub der Raketen gab mir jetzt mehr als das Dreifache

meines normalen Gewichts. Solange ich mich nicht bewegte, war das durchaus zu ertragen. Zur Probe versuchte ich meinen Arm zu heben. Es war sehr anstrengend, aber doch nicht allzu schwierig; immerhin jedoch ließ ich den Arm gern wieder zurückfallen. Wenn es notwendig gewesen wäre, hätte ich aufrecht sitzen können, glaube ich, aber auf den Beinen zu stehen – das wäre ganz unmöglich gewesen.

Auf dem Fernsehschirm war immer noch das Muster von glänzenden Linien sichtbar. Jetzt aber sah ich außerdem einen kleinen Leuchtpunkt, der langsam aufwärts kroch; vermutlich stellte er das aufsteigende Schiff dar. Ich beobachtete den Punkt genau, und ich fragte mich dabei, ob die Motoren wohl ausgeschaltet werden würden, wenn der Punkt den oberen Rand des Schirmes erreichte.

Lange bevor das geschah, hörte ich eine Serie von kurzen Explosionen, und das Schiff erbebt kaum merklich. Einen angstvollen Augenblick lang dachte ich, daß ein Unglück passiert wäre – aber dann wurde mir klar, was geschehen war: die nunmehr geleerten Zusatztanks waren abgeworfen worden. Da unser Schiff immer noch seine Geschwindigkeit steigerte, blieben die Tanks jetzt ohne Eigenbeschleunigung zurück und wurden durch die Schwerkraft der Erde zurückgezogen; denn ihre Geschwindigkeit reichte noch lange nicht aus, um sie auf einer eigenen Satellitenbahn um den Erdball zu halten; sie würden schließlich in den Pazifik stürzen – irgendwo in der weitgedehnten Wasserwüste zwischen Tahiti und Südamerika.

Endlich verebbte das Donnergetöse der Raketen, und die pressende Last des Andrucks wurde von mir genommen. Das Schiff steuerte jetzt in seine endgültige Bahn – achthundert Kilometer über dem Äquator. Die Motoren hatten ihre Hauptarbeit getan, und nur noch die letzten Kurskorrekturen wurden durch Explosionsstöße aus den Steuerröhren vorgenommen.

Als schließlich die Motoren ganz verstummten, wurde es sehr still. Ich spürte noch ein schwaches Vibrieren der Treibstoffpumpen, die nun langsam zur Ruhe kamen, aber kein Laut war mehr in der kleinen Kabine zu hören. Von dem Brüllen der Motoren waren meine Ohren halb betäubt, und es dauerte einige Minuten, bis ich wieder richtig hören konnte.

Der Pilot beendete die Überprüfung seiner Instrumente, und dann löste er sich von seiner Sitzschale. Fasziniert beobachtete ich ihn, während er zu mir herüber schwebte.

»Es wird einige Zeit dauern, bis Sie sich daran gewöhnt haben«, sagte er, während er mich losschnallte. »Sie müssen sich nur eins

merken: bewegen Sie sich immer nur ganz sanft und behutsam. Und lassen Sie nie einen Handgriff los, bevor Sie den nächsten ins Auge gefaßt haben.«

Ich stand behutsam auf – und gerade noch rechtzeitig konnte ich mich am Liegesitz festhalten und damit verhindern, daß ich zur Decke emporsauste. Nur war es natürlich nicht mehr die ›Decke‹. Die Begriffe ›oben‹ und ›unten‹ galten jetzt nicht mehr. Es gab kein ›Gewicht‹ mehr, und ich brauchte mir nur einen kleinen Stoß zu geben, um in jeder beliebigen Richtung davonzuschweben.

Es ist seltsam, aber selbst heutzutage gibt es immer noch Leute, die diese Sache mit der ›Gewichtslosigkeit‹ nicht begreifen. Sie scheinen zu glauben, dieser Zustand rühre davon her, daß man sich ›außerhalb des Bereiches der Gravitationskraft‹ befände. Das ist natürlich Unsinn. In einer Raumstation oder einer antriebslosen Rakete achthundert Kilometer über der Erde wirkt die Schwerkraft fast genauso mächtig wie auf der Erde selbst. Der wirkliche Grund, warum man sich schwerelos fühlt, ist nicht der, daß man sich außerhalb des Bereiches der Schwerkraft befindet, sondern daß man ihr keinen Widerstand mehr entgegensetzt. Man könnte diesen Zustand auch auf der Erde erleben, wenn man sich in einem Aufzug befände, der in einer luftleeren Röhre frei fällt – solange der Fall andauern würde. Eine in einer Kreisbahn um die Erde schwingende Raumstation oder Rakete befindet sich gewissermaßen in diesem Zustand des ständigen Fallens; es ist gleichsam ein ›Fall‹, der für ewig dauern kann, weil man nicht zur Erde hin, sondern um sie herum fällt.

»Vorsichtig jetzt!« sagte der Pilot. »Ich möchte nicht, daß Sie Ihren Schädel gegen meine Armaturentafel schmettern. Wenn Sie zum Fenster hinausschauen wollen, dann halten Sie sich an diesem Griff hier fest.«

Ich gehorchte und spähte dann durch das kleine Bullauge, dessen dicke Kunststoffscheibe nun das einzige war, was sich zwischen mir und dem Nichts befand.

Ja, ich weiß: es gibt so viele Filme und Fotos, daß nun wirklich jedermann weiß, wie die Erde vom Weltraum aus dem Beschauer erscheint. Ich will also keine Zeit damit verschwenden, diesen Anblick zu beschreiben. Und um die Wahrheit zu sagen – so viel gab es auch gar nicht zu sehen; denn fast mein ganzes Gesichtsfeld war von dem Pazifischen Ozean ausgefüllt. Unter mir dehnte sich ein erstaunlich tiefes Azurblau, das zu den Grenzen meines Blickfeldes

hin in einem dunstigen Blau verschwamm. Ich fragte den Piloten, wie weit der Horizont entfernt sei.

»Etwa dreitausendzweihundert Kilometer«, antwortete er. »Sie können südwärts fast bis Neuseeland schauen und nach Norden bis nach Hawaii. Ein ganz netter Ausblick, nicht wahr?«

Nachdem ich mich nun ein wenig an die Größenmaßstäbe gewöhnt hatte, konnte ich ein paar der Pazifischen Inseln ausmachen, von denen manche ganz deutlich ihre Korallenriffe zeigten. Weit hinten in der Richtung, in der – wie ich annahm – der Westen lag, wandelte sich die Farbe des Ozeans ganz abrupt von Blau zu einem lebhaften Grün. Es wurde mir klar, daß ich dort auf die riesigen schwimmenden Meeresfarmen hinunterblickte, die den asiatischen Kontinent mit Nahrung versorgten und jetzt einen großen Teil aller tropischen Ozeane bedeckten.

Als die Küste von Südamerika in Sicht kam, begann sich der Pilot auf die Landung an der Inneren Station vorzubereiten. Das Wort Landung klingt in diesem Zusammenhang freilich etwas seltsam, aber das ist nun einmal der Ausdruck, den man dafür gebraucht. Draußen im Weltraum haben viele alltägliche Worte eine ganz neue Bedeutung. Ich starrte immer noch zu dem kleinen Bullauge hinaus, als mich der Pilot anwies, auf meinen Liegesitz zurück zukehren, damit ich während der Landemanöver nicht in der Kabine herumschwebte.

Der Fernsehschirm war jetzt ein schwarzes Rechteck, in dessen Mitte ein winziger Doppelstern leuchtete. Wir waren noch ungefähr sechzehnhundert Kilometer von der Station entfernt und holten sie auf ihrer Umlaufbahn langsam ein. Die zwei Sterne wurden heller, und der Zwischenraum zwischen ihnen vergrößerte sich; andere, ganz schwach leuchtende, winzige Punkte tauchten in ihrer Nähe auf. Ich wußte, daß ich dort die Raumschiffe sah, die gerade ›im Dock‹ waren, wo sie aufgetankt oder überholt wurden.

Plötzlich flammte eines dieser schwachglimmenden Sternchen zu strahlender Helligkeit auf. Hundertfünfzig Kilometer vor uns hatte eines der Schiffe jener kleinen Raumflotte seine Raketenmotoren angeschaltet und bewegte sich jetzt von der Station fort. Ich fragte den Piloten danach.

»Das wird die ›Alpha Centauri‹ sein, die zur Venus fliegt«, antwortete er. »Sie ist ein wunderbarer alter Kahn, aber es wird wirklich bald Zeit, daß man sie pensioniert. Aber jetzt lassen Sie mich

mit meiner Navigation weitermachen. Das ist eine Arbeit, die der Roboterpilot nicht leisten kann.«

Die Innere Station war nur noch ein paar Kilometer entfernt, als wir zu bremsen begannen. Von den Steuerdüsen in der Schiffsnase ertönte ein schrilles Pfeifen, und einen Augenblick lang kehrte ein schwaches Gefühl der Schwere zurück. Es dauerte nur ein paar Sekunden; dann hatte das Schiff sein Tempo der Umlaufgeschwindigkeit der Station angeglichen und sich den anderen dahintreibenden Begleitern der Station hinzugesellt.

Nachdem ich den Piloten um die Erlaubnis gefragt hatte, verließ ich meine Sitzschale und schwebte wieder zum Fenster. Die Erde befand sich jetzt auf der anderen Seite des Schiffes, und ich schaute auf die Sterne hinaus und auf die Raumstation. Es war ein so überwältigender Anblick, daß ich fast eine Minute lang hinausstarre, ehe ich mich einigermaßen zurecht fand. Jetzt verstand ich erst richtig den Sinn jenes Orientierungstestes, dem mich die Ärzte unterworfen hatten.

Mein erster Eindruck von der Inneren Station war der eines völligen Chaos. Was dort, ungefähr fünfzehnhundert Meter von unserem Schiff entfernt, im Weltraum schwebte, war ein großes, offenes Gitterwerk von spinnwebdünnen Streben in der Form einer flachen Diskusscheibe. Hier und da ragten auf seiner Oberfläche kugelförmige Gebäude verschiedener Größen hervor; sie waren untereinander durch Röhren verbunden, die weit genug waren, daß ein Mann hindurchgehen konnte. Im Zentrum der Diskusscheibe befand sich die größte Kugel; sie war überall mit winzigen Bullaugen besetzt, und Dutzende von Radioantennen ragten von ihr nach allen Seiten hinweg.

Mehrere Raumschiffe, von denen einige fast völlig abgetakelt waren, hatten an verschiedenen Stellen der Diskusscheibe festgemacht. Sie kamen mir vor wie große Fliegen, die sich in einem Spinnennetz gefangen hatten. Männer in Raumanzügen arbeiteten an ihnen herum, und manchmal flammte der grelle Schein ihrer Schweißbrenner zu mir herüber.

Andere Schiffe wiederum schwebten frei in dem Raum rings um die Station. Sie schienen dabei keine bestimmte Ordnung einzuhalten; jedenfalls konnte ich darin kein System erkennen. Einige von ihnen waren stromlinienförmige Raketen mit Flügelflossen – so wie das Schiff, das mich heraufgebracht hatte. Andere waren die eigentlichen Weltraumschiffe, die hier außerhalb der Atmosphäre

erbaut und dazu bestimmt waren, Frachten von einer Welt zur r anderen zu befördern, ohne dabei selbst jemals auf einem Planeten zu landen. Es waren gespenstische, unirdisch erscheinende Konstruktionen, die dünn und zerbrechlich aussahen; gewöhnlich hatten MC eine kugelförmige luftdichte Kabine für die Mannschaft und die Passagiere und größere Tanks für den Treibstoff. Sie waren natürlich nicht stromlinienförmig gestaltet; die Kabinen, die Tanks und Motoren waren einfach durch dünn wirkende Verstrebungen miteinander verbunden. Beim Anblick dieser Schiffe mußte ich unwillkürlich an einige uralte Illustrierte denken, die ich einmal in die Hand bekommen hatte und die mir enthüllten, wie sich unsere Großväter ein Raumschiff vorgestellt hatten. Jene Bilder stellten alle schlanke geflügelte Projektile dar, die eher wie Bomben aus sahen. Die Zeichner dieser Bilder hätte die Wirklichkeit sicher sehr in Erstaunen versetzt; vielleicht hätten sie jene seltsamen Gebilde da drüben gar nicht als Raumschiffe erkannt.

Ich machte mir gerade Gedanken 'darüber, wie wir wohl an Bord der Station gelangen würden, als ich plötzlich ein Objekt ziemlich schnell auf unser Schiff zukommen sah. Es war ein kleines zylinderförmiges Rohr – gerade groß genug, um einen Mann aufzunehmen und es war auch wirklich ein Mann darin; ich konnte seinen Kopf durch die Kunststoffscheiben am vorderen Ende des Zylinders sehen. Lange, gegliederte Arme ragten aus dem Rumpf der Maschine hervor, die ein dünnes Kabel hinter sich herzog. Ich konnte gerade noch den schwachen nebligen Düsenstrahl des winzigen Raketenmotors erkennen, der dieses Miniaturraumschiff antrieb.

Der Mann im Innern hatte mich offenbar gesehen; er grinste mir zu, während ich vorbeischoß. Gleich darauf hörte ich an der Hülle unseres Schiffes einen beängstigenden Schlag ertönen. Der Pilot lachte, als er mein erschrockenes Gesicht sah.

»Das war nur das Schleppkabel, das eben angekuppelt wurde. Es funktioniert durch magnetische Anziehungskraft. Wir werden nun gleich in Bewegung geraten.«

Ich spürte einen schwachen Ruck, und unser Schiff drehte sich langsam, bis es parallel zu der großen Diskusscheibe der Station im Raum lag. Die Magnetplatte des Kabels war mittschiffs angesetzt worden, und die Station holte uns nun herein wie ein Angler einen Riesenfisch. Der Pilot drückte auf einen Knopf an seiner Armaturentafel, und ein Motor begann leise zu summen; unser Fahrgestell wurde ausgefahren. Das war eine Maßnahme, die man hier draußen

im Weltraum nicht erwartet hätte, aber die Idee war durchaus vernünftig. Die Stoßdämpfer des Fahrgestells waren sehr gut dazu geeignet, den sanften Anprall aufzufangen, wenn das Schiff auf der Station aufstieß.

Wir wurden so langsam herangezogen, daß es fast zehn Minuten dauerte, ehe wir die kurze Strecke hinter uns brachten. Dann gab es einen leichten Ruck, als wir »aufsetzten«, und jetzt waren wir endgültig angelangt.

»Nun«, sagte der Pilot lächelnd, »ich hoffe, unsere Reise hat Ihnen Spaß gemacht. Oder hätten Sie lieber etwas Aufregenderes erlebt?«

Ich schaute ihn argwöhnisch an. Wollte er mich zum besten haben?

»Es war aufregend genug, vielen Dank! Was könnten Sie mit denn sonst noch an Aufregung bieten?«

»Nun, wie wäre es mit ein paar Meteoren, einem Piratenüberfall, einer Invasion aus dem Weltraum oder all den anderen Dingen, über die man in den Abenteuermagazinen soviel liest?«

»Ich lese nur ernsthafte Bücher – wie Richardsons »Einführung in die Astronautik« oder Maxwells »Moderne Raumschiffe« –, keine Magazingeschichten«, erwiderte ich würdevoll.

»Das glaube ich Ihnen nicht«, sagte er prompt. »Ich jedenfalls lese sie, und ich bin überzeugt. Sie lesen sie auch. Mir können Sie nichts weismachen.«

Er hatte natürlich recht. Und das war eine der ersten Lektionen, die ich auf der Station lernte. Alle Leute dort draußen sind sehr sorgfältig ausgesucht worden – sowohl hinsichtlich ihrer Intelligenz als auch ihres technischen Wissens. Sie merken sofort, wenn ihnen jemand etwas vormachen will.

Ich überlegte gerade, wie wir nun wohl das Schiff verlassen würden, als ich draußen an unserer Luftschleuse eine Serie von klopfenden und kratzenden Geräuschen hörte. Gleich darauf ertönte ein beunruhigendes Zischen von Luft. Es wurde wieder still, und dann öffnete sich mit einem weichen, saugenden Geräusch die Innentür der Schleuse.

»Denken Sie daran, was ich Ihnen gesagt habe. Bewegen Sie sich immer langsam und vorsichtig«, sagte der Pilot zu mir und nahm sein Logbuch an sich. »Am besten hängen Sie sich an meinem Gürtel ein, und ich werde Sie mitziehen. Fertig?«

Ich konnte mich des Gefühls nicht erwehren, daß das nicht gerade

eine sehr würdevolle Art war, die Station zu betreten. Aber es war sicherlich gescheiter, kein unnötiges Risiko einzugehen, und deshalb hakte ich meine Finger an seinem Gürtel ein. Der Pilot stieß sich kräftig ab, und so segelten wir durch den druck- und luftdichten Korridor, der nun das Schiff mit der Station verband. Es war ein Gefühl, als ob man unter Wasser schwimmen lernte, so daß ich zuerst regelrecht Angst hatte zu ertrinken, falls ich zu atmen versuchte.

Wir gelangten schließlich in einen weiten Metalltunnel – vermutlich einen der Hauptkorridore der Station. Kabel und Rohre führten an den Wänden entlang, und in bestimmten Abständen kamen wir durch große Doppeltüren, über denen mit roten Lettern stand; »Bei Notalarm schließen!« Das klang nicht sehr beruhigend. Auf unserem ganzen Weg begegneten wir nur zwei Leuten. Sie schwebten mit einer so mühelosen Leichtigkeit an uns vorüber, daß ich richtig neidisch wurde. Aber ich schwor mir, daß ich es bis zu meiner Rückkehr zur Erde ebenso gut können würde.

»Ich bringe Sie zu Kommandant Doyle«, sagte mir der Pilot. »Er leitet unsere Ausbildungsabteilung, und er wird sich ein wenig um Sie kümmern.«

»Was für ein Mann ist er denn so?« fragte ich unruhig.

»Keine Sorge – das werden Sie schnell genug herausfinden. Da sind wir schon.«

Wir hielten vor einer großen runden Tür an – mit der Aufschrift:

»R. Doyle, Ausbildungsleiter. Bitte anklopfen und sofort eintreten!«

Der Pilot tat das, wobei er mich immer noch wie einen Sack Kartoffeln hinter sich herzog.

Ich hörte ihn sagen:

»Captain Jones, Sir – mit Passagier.« Dann griff er nach mir und schob mich vor – und jetzt sah ich den Mann, zu dem er gesprochen hatte.

Er saß an einem vollkommen normalen Büroschreibtisch, und das war für mich ziemlich überraschend – hier an diesem Ort, wo sonst alles so ungewöhnlich war. Und er sah aus wie ein Preisboxer. Ich glaube, er war der muskulöseste Mann, den ich je gesehen hatte. Zwei mächtige Arme bedeckten den größten Teil der Schreibtischplatte, und ich fragte mich, wo er wohl passende Kleider herbekommen mochte. Seine Schultern waren bestimmt über einen Meter breit.

Ich konnte zuerst sein Gesicht nicht sehen; denn er beugte sich über ein paar Schriftstücke. Dann schaute er auf – und ich starrte

überrascht auf einen riesigen roten Bart und zwei enorme buschige Augenbrauen. Es verging einige Zeit, bis ich fähig war, die übrigen Gesichtszüge zu erkennen. Es ist heutzutage so ungewöhnlich, einem richtigen Bart zu begegnen, daß ich ihn einfach anstarren mußte. Dann sah ich, daß Kommandant Doyle irgendeinen Unfall gehabt haben mußte: eine schwach sichtbare Narbe zog sich quer über seine Stirn. Wenn man bedenkt, wie geschickt unsere modernen plastischen Chirurgen sind, so bedeutete allein die Sichtbarkeit dieser Narbe, daß die ursprüngliche Verletzung recht ernsthaft gewesen sein mußte.

Alles in allem war Kommandant Doyle bestimmt kein schöner Mann, aber bestimmt eine auffallende Persönlichkeit – und meine größte Überraschung stand mir noch bevor.

»Sie sind also der junge Roy Malcolm, wie?« sagte er mit einer freundlichen, ruhigen Stimme, die keineswegs so furchterregend war wie sein Aussehen. »Wir haben schon eine ganze Menge von Ihnen gehört. In Ordnung, Captain Jones – von nun an werde ich mich um Ihren Schützling kümmern.«

Der Pilot salutierte und glitt davon. Während der folgenden zehn Minuten fragte mich Doyle gründlich über mein Leben und meine Interessen aus. Ich erzählte ihm, daß ich in Neuseeland geboren worden war und einige Jahre in China, Südafrika, Brasilien und in der Schweiz gelebt hatte, da mein Vater – ein Journalist – in diesen Ländern beruflich gearbeitet hatte. Dann waren wir nach Missouri gezogen, weil Mutter die Berge satt bekam und einmal in einer anderen Umgebung leben wollte. So wie die Verhältnisse heutzutage sind, waren wir gar nicht besonders viel herumgekommen. Ich hatte nicht einmal die Hälfte der Orte gesehen, die unsere Nachbarn alle zu kennen schienen. Vielleicht war das auch einer der Gründe, warum ich unbedingt in den Weltraum hinauswollte.

Nachdem Kommandant Doyle alles niedergeschrieben und sich noch eine Menge Notizen gemacht hatte, die ich brennend gern gelesen hätte, legte er seinen altmodischen Füllfederhalter beiseite und starrte mich eine lange Minute an, als wäre ich irgendein exotisches Tier. Gedankenversunken trommelte er dabei mit seinen riesigen Fingern auf der Schreibtischplatte. Mir war ein bißchen unbehaglich zumute, und obendrein hatte ich inzwischen dummerweise den Boden unter den Füßen verloren und schwebte jetzt hilflos mitten in der Luft. Es gab keine Möglichkeit, wieder nach unten zu kommen, es sei denn, ich hätte mich lächerlich gemacht, indem

ich zu schwimmen versuchte – was vielleicht Erfolg gehabt haben würde, vielleicht aber auch nicht. Schließlich lachte der Kommandant in sich hinein, und sein Gesicht verzog sich zu einem breiten Grinsen.

»Ich glaube, das könnte ganz amüsant werden«, sagte er. Während ich noch überlegte, ob ich es wagen sollte, ihn zu fragen, was er damit meinte, fuhr er fort, nachdem er auf ein paar Tabellen geblickt hatte, die hinter ihm an der Wand hingen: »Der Nachmittagsunterricht ist gerade vorbei. Ich werde Sie jetzt den Jungens vorstellen.« Dann ergriff er ein langes Metallrohr, das offenbar unter dem Schreibtisch gehangen hatte, und stieß sich mit einer einzigen Bewegung seines linken Armes aus seinem Sessel empor.

Er bewegte sich so schnell, daß er mich damit völlig überrumpelte. Einen Augenblick später konnte ich gerade noch einen Ausruf der Überraschung unterdrücken. Denn als er sich über den Tisch erhob, sah ich, daß Kommandant Doyle keine Beine mehr hatte.

Wenn man als Junge in eine neue Schule kommt oder in einen anderen Bezirk zieht, dann beginnt zuerst immer eine verwirrende Zeit, die so erfüllt ist von neuen Eindrücken, daß man sich später gar nicht mehr so recht an alles erinnern kann. So ging es mir an meinem ersten Tag in der Raumstation. Noch nie zuvor hatte ich in so kurzer Zeit so viel erlebt. Das lag nicht nur daran, daß ich eine ganze Menge fremde Leute kennenlernte; ich mußte tatsächlich wieder ganz neu zu ›leben‹ lernen.

Anfangs fühlte ich mich so hilflos wie ein Baby. Ich konnte nicht richtig abschätzen, wieviel Kraft für eine bestimmte Bewegung nötig war. Das Gewicht der Körper war zwar verschwunden, aber ihre Masse, die jeder Bewegungsänderung nach dem Trägheitsgesetz einen bestimmten Widerstand entgegensetzt, war geblieben. Es erfordert eine ganz bestimmte Kraft, die eben von jener ›trägen Masse‹ eines Körpers abhängt, wenn man ein Objekt, gleich welcher Art, aus der Ruhe in Bewegung versetzen oder seine Bewegungsrichtung ändern will – und ebenso, wenn man diesen Körper wieder abzubremsten versucht. Und zu diesem Zweck hatte Doyle ein Hilfsmittel erfunden, das man scherzhaft ›Besenstiel‹ nannte. Und hier waren die Besenstiele eine große Hilfe. Der Name stammte natürlich von der alten Märchenvorstellung her, daß einst die Hexen auf Besenstielen zu reiten pflegten. Und tatsächlich bewegten wir uns mit Hilfe dieser ›Besenstiele‹ durch die Station. Sie bestan-

den aus zwei Röhren, von denen man die eine in die andere hineinschieben konnte. Innerhalb der größeren Röhre befand sich eine starke Feder, die an beiden Röhren innen befestigt war. Außen endete das größere Rohr in einem Griff, das kleinere in einem tiefen Gummipolster. Das war alles. Wenn man sich fortbewegen wollte, dann stemmte man einfach das satte Gummipolster gegen die nächste Wand, so daß die Feder zusammengedrückt wurde. Durch den Rückstoß wurde man dann in der entgegengesetzten Richtung vorwärtsgetrieben. Und wenn man dort ankam, wo man hinwollte, dann ließ man den Anprall durch die Feder abmildern und kam so zum Stillstand. Wenn man dagegen versuchte, das Aufprallen mit den bloßen Händen abzufangen, so ergab das meistens verstauchte Handgelenke.

Es war freilich nicht ganz so leicht, wie es sich anhört; denn wenn man nicht aufpaßte und beim Anprall das Gummipolster nicht rechtzeitig abhob, dann konnte es einem passieren, daß man durch die Kraft der zurückschnellenden Feder geradewegs wieder dahin zurückschwebte, wo man hergekommen war.

Es verging eine ziemliche Zeit, bis ich herausbekam, was dem Kommandanten geschehen war. Die Narbe hatte er als junger Mann bei einem ganz gewöhnlichen Autounfall davongetragen. Aber der Verlust der Beine – das war eine andere Geschichte. Es war geschehen, als er an der ersten Merkur-Expedition teilgenommen hatte. Er war anscheinend ein sehr aktiver, hervorragender Sportsmann gewesen; deshalb mußte der Verlust seiner Beine ein viel schwererer Schlag für ihn gewesen sein als für die meisten anderen Menschen. Es war ganz offensichtlich, warum er sich für den Dienst auf der Station gemeldet hatte; sie war der einzige Ort, wo er kein Krüppel war. Im Gegenteil – hier war er dank seiner kraftvollen, muskulösen Arme vielleicht der beweglichste Mann in der ganzen Station. Er lebte hier schon seit zehn Jahren, und er würde nie mehr zur Erde zurückkehren, wo er wieder hilflos gewesen wäre. Er besuchte auch nie eine der anderen Raumstationen, wo es eine künstliche Schwerkraft gab, und niemand war auch jemals so taktlos oder stupide, ihm eine solche Reise vorzuschlagen.

Es befanden sich ungefähr hundert Männer an Bord der Inneren Station. Zehn davon waren Lehrlinge, die nur ein paar Jahre älter waren als ich. Zuerst paßte es ihnen nicht ganz, daß sie sich mit mir abgeben mußten, aber nachdem ich dann einmal einen Kampf mit

Ronnie Jordan ausgefochten hatte, war alles in Ordnung, und sie nahmen mich in ihre Gemeinschaft auf.

Der älteste Lehrling war ein hochgewachsener, ruhiger Kanadier namens Tim Benton. Er sprach nie viel, aber wenn er etwas sagte, hörte jeder genau zu. Er war es auch, der mich mit dem Leben auf der Inneren Station näher vertraut machte, nachdem Kommandant Doyle mich ihm mit ein paar erklärenden Worten übergeben hatte.

»Ich nehme an, du weißt, was wir hier oben zu tun haben, wie?« sagte er zweifelnd, nachdem der Kommandant uns allein gelassen hatte. »Ihr tankt die Raumschiffe auf und repariert und überholt sie.«

»Ja, das ist unsere Hauptarbeit. Die anderen Stationen – die weiter draußen – haben noch eine Menge andere Aufgaben, aber das soll uns im Augenblick nicht kümmern. Eine wichtige Sache möchte ich dir gleich jetzt erklären. Die Innere Station besteht in Wirklichkeit aus zwei Teilen, die etwa drei Kilometer voneinander entfernt sind. Komm mal mit und schau dir die Sache an.«

Er zog mich zu einer Fensterluke hinüber, und ich spähte hinaus. Dort drüben – scheinbar so nahe, daß man glaubte, es mit Händen greifen zu können – schwebte vor dem Hintergrund der Sterne ein riesiges Schwungrad. Es drehte sich langsam um seine Achse, und während es rotierte, konnte ich sehen, wie sich das Sonnenlicht in seinen Beobachtungsluken spiegelte. Unwillkürlich verglich ich seine glatte Kompaktheit mit dem losen offenen Gitterwerk der Station, in der ich stand – oder, besser gesagt, schwebte. Das große Rad hatte eine hohle Achse. Aus seinem Zentrum ragte ein langer schmaler Zylinder hervor, der in einer seltsamen Konstruktion endete, deren Zweck ich nicht gleich begreifen konnte. Ein Raumschiff manövrierte gerade langsam darauf zu.

»Das ist die Wohnstation«, sagte Benton. »Sie ist nichts anderes als ein Hotel. Du siehst, daß sie sich dreht. Auf diese Weise wird durch die Zentrifugalkraft im Randbezirk der Drehscheibe das Gefühl normaler Erdschwere erzeugt. Wir gehen nur selten dort hinüber; wenn man sich einmal an die Schwerelosigkeit gewöhnt hat, dann wird einem die Schwerkraft zu einer schlimmen Plage. Aber alle Passagiere, die vom Mars und dem Mond kommen, werden zunächst dorthin transportiert. Es wäre für sie sehr ungesund, wenn sie direkt zur Erde zurückkehren würden, nachdem sie so lange in einem viel schwächeren Schwerfeld gelebt haben. In der Wohn-

Station können sie sich sozusagen umgewöhnen. Sie betreten sie im Zentrum, wo Schwerelosigkeit herrscht, und dann rücken sie allmählich bis zum äußersten Rand vor, wo die normale Erdschwerkraft wirksam ist.«

»Wie gehen sie denn an Bord, wenn das Ding sich dreht?« fragte ich.

»Siehst du das Schiff, das sich da gerade heranmanövriert? Wenn du genau hinschaust, wirst du sehen, daß die hohle Achse der Station sich nicht mitdreht. Sie wird festgehalten durch einen Motorantrieb, entgegengesetzt zur Rotation der Wohnstation, so daß sie tatsächlich im Raum stillsteht – relativ zu unserem Standort. Die Rakete kann ankuppeln und ihre Passagiere ausladen. Der Kupplungszyylinder kann frei rotieren. Dann wird die Achse in Drehung versetzt, bis ihre Geschwindigkeit der Rotation der Station angeglichen ist, und nun können die Passagiere die Station betreten. Das hört sich ziemlich kompliziert an, aber die Methode hat sich gut bewährt.«

»Werde ich mal Gelegenheit haben, die Station dort drüben zu besuchen?« fragte ich.

»Ich glaube schon, daß sich das machen ließe – wenn ich auch nicht einsehe, was das für einen Sinn haben sollte. Ebensogut könntest du unten auf der Erde geblieben sein. Das ist ja eben der Sinn dieses Hotels, daß dort irdische Verhältnisse herrschen.«

Ich beharrte nicht auf meinem Wunsch, und tatsächlich geschah es auch erst am Ende meines Besuches, daß ich die Wohnstation betreten konnte, die doch nur wenige Kilometer von uns entfernt war.

Es muß für Tim eine ziemliche Plage gewesen sein, mich in der Station herumzuführen; denn ich mußte meistens entweder gezogen oder geschoben werden, bis ich mich endlich an die Fortbewegungsart gewöhnt hatte. Ein- oder zweimal konnte Tim mich gerade noch in letzter Minute vor einem Unfall bewahren – wenn ich mich wieder einmal zu kräftig abgestoßen hatte und drauf und dran war, mit dem Kopf voran gegen ein Hindernis zu prallen. Aber er war sehr geduldig, und schließlich bekam ich heraus, wie man es machen mußte, und nun war ich endlich imstande, mich einigermaßen sicher zu bewegen.

Es dauerte mehrere Tage, bis ich mich in dem Irrgarten von sich kreuzenden Korridoren und Druckkammern zurecht fand, aus denen die Innere Station bestand. Auf jenem ersten Rundgang konn-

te ich die vielfältigen Anlagen der Station nur flüchtig besichtigen: die Werkstätten, die Funkstation, die Kraftzentrale, die Klimaanlage mit der Luftkontrolle, die Schlafräume, die Vorratskammern und das Observatorium. Manchmal schien es mir kaum glaubhaft, daß man das alles in den Weltraum hinaus transportiert hatte, um:

es dann hier, achthundert Kilometer über der Erdoberfläche, zu dieser Station zusammenzufügen. Schließlich erwähnte Tim einmal, zufällig, daß das meiste Material für die Station gar nicht von der

Erde, sondern vom Mond stammte. Wegen der geringen Schwerkraft auf dem Mond war es viel wirtschaftlicher, die Station von dort aus mit Material zu beliefern, statt von der Erde aus, die doch so viel näher war.

Mein erster Rundgang endete in einer von den Luftschleusen. Wir standen schließlich vor der großen, kreisrunden Außentür, die mit Gummipolstern abgedichtet war und die in die Leere des Weltraumes hinausführte. Rechts und links an den Wänden hingen in Klammerhaltern die Raumanzüge, und ich schaute sie sehnsüchtig an. Es war schon immer mein ehrgeiziger Wunsch gewesen, einmal in einen solchen Anzug hineinzusteigen und auf diese Weise eine winzige selbständige Welt im Raum zu werden.

»Meinst du, daß ich einmal Gelegenheit haben werde, einen solchen Anzug auszuprobieren, solange ich hier bin?« fragte ich.

Tim blickte auf seine Uhr.

»Mein Dienst beginnt erst in einer halben Stunde«, sagte er, »und ich möchte mir gern etwas hereinholen, was ich draußen im Außenrand der Station vergessen habe. Schön – gehen wir also hinaus.«

»Aber – « Ich schluckte, und meine Begeisterung ließ plötzlich nach. »Ist es auch nicht gefährlich? Muß man nicht erst gründlich ausgebildet werden, bevor man einen solchen Anzug benutzen darf?«

Er sah mich an.

»Du hast doch nicht etwa Angst, wie?«

»Natürlich nicht!«

»Gut; dann also vorwärts.«

Während mir Tim zeigte, wie man in einen solchen Anzug hineinkam, beantwortete er meine Frage.

»Natürlich muß man vorher gründlich ausgebildet werden, ehe man so einen Anzug richtig handhaben kann. Aber das sollst du jetzt auch gar nicht erst versuchen. Du steigst hinein, rührst dich

nicht, und ich werde dich hinter mir herziehen. Du bist da drin genauso sicher wie in der Station, solange du nicht an den Kontrollschaltern herumspielst. Für alle Fälle werde ich sie vorher ausschalten.«

Das paßte mir nun auch wieder nicht recht, aber ich sagte nichts. Schließlich mußte er wissen, was er tat.

Die meisten Menschen denken bei dem Wort ›Raumanzug‹ an so eine Art Taucheranzug, mit dem man gehen und seine Gliedmaßen bewegen kann. Solche Anzüge gibt es natürlich auch; man benutzt sie zum Beispiel auf dem Mond. Aber auf einer Raumstation, wo es keine Schwerkraft gibt, nützen die Beine ohnehin nicht viel, weil man sich draußen nur mit Hilfe von kleinen Raketentriebwerken bewegen kann.

Deshalb bestand der untere Teil des Anzugs einfach aus einem starren Metallzylinder. Als ich hineinstieg, fand ich, daß ich meine Füße nur dazu benutzen konnte, ein paar Fußpedale zu bedienen; jetzt aber vermied ich es sorgfältig, sie zu berühren. Ein kleiner Sitz war innen angebracht, und das obere Ende des Zylinders wurde von einer transparenten Kuppel abgeschlossen, die eine gute Sicht erlaubte. Direkt unter meinem Kinn war ein kleines Armaturenbrett mit ein paar Knöpfen und Skalen angebracht. Wenn ich mit irgend etwas außerhalb des Anzugs hantieren wollte, konnte ich meine Arme in ein Paar flexible Ärmel hineinstecken. Sie endeten in Handschuhen, die ziemlich plump und unbeholfen aussahen, aber man konnte mit ihnen doch viele und sogar auch ziemlich schwierige Arbeiten ausführen.

Tim betätigte ein paar Schalter an meinem Anzug; dann klappte er die Sichtkuppel über meinen Kopf herunter und befestigte sie mit den Halteklammern. Dann wählte er einen Anzug für sich selbst aus und stieg hinein, nachdem er ihn durch ein Nylonseil mit meinem verbunden hatte.

Die innere Tür der Luftschleuse schloß sich hinter uns mit einem dumpfen Schlag, und ich hörte dann das Vibrieren der Pumpen, als die Luft aus der Schleuse herausgesaugt wurde. Die Ärmel meines Anzugs begannen sich etwas zu versteifen. Tim rief mich an; seine Summe klang ein wenig verzerrt, als sie durch die beiden Kuppelhelme hindurch an mein Ohr tönte.

»Ich schalte das Radio noch nicht ein; du müßtest mich vorläufig auch so noch hören können. Paß auf!« Dann begann er mit der üblichen Verständigungskontrolle der Funker; »Achtung, Hörprobe! eins – zwei – drei – vier – fünf – «

Etwa bei ›fünf‹ begann seine Stimme schwächer zu werden. Als er bei ›neun‹ angelangt war, konnte ich überhaupt nichts mehr hören, obwohl ich sah, daß sich seine Lippen immer noch bewegten. Die absolute Stille wirkte ganz unheimlich, und ich war froh, als ich seine Stimme endlich aus dem Lautsprecher in meinem Anzug ertönen hörte:

»Ich öffne jetzt die Außentür. Halt still und rühr dich nicht! Alles, was notwendig ist, werde ich tun.«

In gespenstischer Lautlosigkeit schwang die große Tür langsam nach innen auf, und ich spürte einen leisen Ruck, als die letzten Luftreste entwichen. Draußen sah ich in der schwarzen Tiefe des Raumes hell strahlende Sterne, und an einer Seite konnte ich gerade noch den dunstigen Rand der Erdscheibe sehen.

»Fertig?« fragte Tim.

»Fertig«, antwortete ich – und ich hoffte, daß das Mikrophon meine Nervosität nicht verraten würde.

Das Schleppseil ruckte an, als Tim seine Raketendüsen einschaltete, und wir trieben aus der Schleuse hinaus. Es war ein unheimliches Erlebnis, aber trotzdem hätte ich es um nichts in der Welt missen mögen. Obwohl natürlich die Worte ›oben‹ und ›unten‹ hier völlig bedeutungslos waren, schien es mir doch, als schwebten wir aus einem Loch in einer großen Metallwand heraus, während tief unter uns in ungeheurer Entfernung die Erde lag. Mein Verstand sagte mir, daß ich vollkommen in Sicherheit wäre, aber alle meine Instinkte riefen mir zu: ›Du wirst achthundert Kilometer tief hinabstürzen!‹

Da die Erde den halben Himmel ausfüllte, war es tatsächlich schwierig, nicht zu denken, daß sie ›unten‹ sei. Im Moment befanden wir uns außerhalb des Erdschattens im grellen Sonnenlicht und zogen über Afrika hinweg. Ich konnte deutlich den Viktoriasee und die weiten Urwälder des Kongobeckens sehen. Was hätten wohl die Afrikaforscher Livingstone und Stanley gedacht, fragte ich mich, wenn sie gewußt hätten, daß eines Tages Menschen mit einer Geschwindigkeit von fast dreißigtausend Kilometer pro Stunde über den schwarzen Erdteil hinwegfliegen würden? Und dabei lag die Zeit dieser großen Forscher erst zweihundert Jahre hinter uns. Aber das waren zwei aufregende Jahrhunderte gewesen, in denen sich Entdeckungen, Erfindungen und neue Erkenntnisse in rasender Eile entwickelt hatten.

Wenn es auch faszinierend war, auf die Erde hinunterzuschauen, so spürte ich doch ein Schwindelgefühl bei diesem Anblick.

Ich drehte mich also in meinem Anzug herum und richtete meine Aufmerksamkeit auf die Station. Tims Raketenantrieb hatte uns schon ein ganzes Stück davon fortgetrieben, und wir befanden uns jetzt schon fast zwischen den um die Station schwebenden Schiffen. Ich versuchte, nicht mehr an die Erde zu denken, und da ich sie nun auch nicht länger sah, fiel es mir nicht schwer, die Station als ›unten‹ zu empfinden.

Das ist ein Trick, den jeder im Weltraum lernen muß. Wenn man nicht völlig in Verwirrung geraten will, muß man sich vorstellen, daß irgendwo ›unten‹ ist. Dabei ist es natürlich wichtig, die günstigste Richtung für das ›Unten‹ zu wählen – je nachdem, was man im Augenblick gerade tut.

Der kleine Raketenantrieb hatte uns nun gerade so viel Geschwindigkeit erteilt, daß wir damit unser Ziel in langsamer Fahrt erreichen konnten. Jetzt schaltete Tim das Triebwerk aus und erläuterte mir, während wir dahintrieben, die Einzelheiten der Station von außen. Dieser Blick aus der Vogelschau vervollständigte die Vorstellung, die ich schon während des Rundganges von der Station gewonnen hatte, und ich kam zu der Überzeugung, daß ich mich so allmählich schon zurechtfinden würde.

Der äußere Rand der Station war einfach ein flaches Netzwerk von Verstrebungen und Trägern, die frei in den Raum hinausragten. Hier und da sah ich zylinderförmige Druckkammern, die als Werkstätten dienten und groß genug waren, um zwei oder drei Mann aufzunehmen; in ihnen wurden solche Arbeiten durchgeführt, ihr man im Vakuum nicht erledigen konnte.

Nahe am Rande der Station schwebte ein Raumschiff, von dem die Metallplatten der Außenhülle fast völlig abmontiert waren. Nur zwei dünne Halteseile verhinderten, daß es davontrieb – Seile, die auf der Erde kaum das Gewicht eines Menschen ausgehalten hätten. Ein paar Monteure in Raumanzügen arbeiteten an dem Kampf. Ich hätte gern gehört, was sie miteinander redeten, um herauszufinden, was sie da machten, aber unsere Sprechgeräte waren auf eine andere Wellenlänge eingestellt.

»Ich lasse dich jetzt hier kurze Zeit allein«, sagte Tim. Er löste das Schleppseil von seinem Anzug und befestigte das lose Ende an einem Träger. »Unternimm nichts, während ich fort bin.«

Ich kam mir ziemlich närrisch vor, als ich nun so im Raum schwebte wie ein Luftballon am Faden, und ich war froh, daß niemand auf mich achtete. Während ich wartete, experimentierte ich mit den Greiffingern meines Anzugs und versuchte – freilich er-

folglos – in das Schleppseil einen einfachen Knoten zu knüpfen. Später erfuhr ich, daß man so etwas schon tun konnte, aber es erforderte einige Übung. Die Männer an dem Raumschiff jedenfalls hantierten sehr geschickt mit ihren Werkzeugen – trotz der plumphen Handschuhe.

Plötzlich wurde es dunkel. Bis jetzt waren die Station und die Schiffe in strahlendes Licht getaucht gewesen – ein so grell flammendes Sonnenlicht, daß ich es nicht gewagt hatte, auch nur in die Nähe der Sonnenscheibe zu schauen. Jetzt aber war die Sonne hinter der Erde verschwunden, während wir über die Nachtseite des Planeten hinwegflogen. Ich wandte meinen Kopf zur Erde, und nun erblickte ich ein Bild, das so wunderbar war, daß mir der Atem stockte. Die Erde war eine große schwarze Scheibe, die die Sterne verdunkelte, aber an ihrem Rand glühte ein halbmondförmiger goldener Schein von lodernder Pracht. Ich blickte auf die Grenzlinie des Sonnenunterganges, die sich Tausende von Meilen weit über Afrika hinauszog. In ihrer Mitte sah ich einen golden schimmern den Bogen – dort, wo die Sonne noch ein wenig über den Horizont hinwegschaute. Er verblaßte und verging, und der purpurne Nachglanz des Sonnenunterganges zog über den Horizont, bis auch dieses Glühen verschwand. Das ganze Schauspiel dauerte nicht länger als zwei Minuten, und die Männer, die ringsum arbeiteten, hatten sich überhaupt nicht darum gekümmert. Ich konnte das verstehen; schließlich gewöhnt man sich nach einiger Zeit auch an den herrlichsten Anblick, wenn man ihn immer wieder erlebt – und die Station kreiste so schnell um die Erde, daß alle hundert Minuten ein Sonnenuntergang geschah.

Es war nicht völlig dunkel; ein bleicher Halbmond strahlte, wenn auch nicht heller, als man ihn von der Erde aus sah. Aber der Himmel war außerdem mit Millionen von Sternen übersät; sie alle glänzten in einem klaren, ruhigen Licht, ohne zu flimmern. Es waren so viel Sterne am Himmel, daß ich mich fragte, wie man überhaupt von der ›Schwärze‹ des Weltraums reden konnte.

Ich war so eifrig damit beschäftigt, nach den anderen Planeten Ausschau zu halten – ohne sie zu finden –, daß ich es gar nicht bemerkte, als Tim zurückkehrte, bis sich plötzlich mein Zugseil straffte. Langsam bewegten wir uns wieder auf die Mitte der Station zu. Das Schweigen war so vollkommen, daß es mir unwirklich vorkam. Ich schloß eine Minute lang meine Augen, aber das Bild hatte sich nicht geändert, als ich sie wieder öffnete. Dort unten hing die riesige schwarze Scheibe der Erde – nein, nicht ganz schwarz war

sie, ich konnte die Ozeane im Mondlicht schimmern sehen. In dem gleichen silbernen Schein vor uns glitzerten die schlanken Verstrebungen der Station wie die Fäden eines gespenstischen Spinnennetzes. Es war ein Netz, das statt Tautropfen Myriaden von Sternen trug.

In diesem Augenblick wurde mir erst richtig klar, daß ich nun wirklich draußen im Weltraum war, und ich wußte, daß ich von jetzt an alles in meinem Leben mit anderen Augen ansehen würde.



»Weißt du eigentlich, was uns auf der Station Vier die meisten Scherereien gemacht hat?« fragte Norman Powell.

»Nein«, antwortete ich – so wie man es von mir auch erwartete.

»Mäuse«, erklärte er mit wichtiger Miene, »ob du es nun glaubst oder nicht! Einige dieser kleinen Biester sind uns aus den Biologielaboratorien entwischt, und ehe wir uns dessen versahen, hatten sie sich schon in der ganzen Station verbreitet.«

»Ich glaube dir kein Wort davon«, sagte Ronald Jordan.

»Sie waren so klein, daß sie sich in den Luftschachtröhren verkriechen konnten«, fuhr Norman unbeirrt fort. »Man brauchte nur sein Ohr an die Wand zu legen, und man konnte sie herumlaufen hören. Sie brauchten sich nicht einmal Löcher zu nagen, denn in jedem Raum gab es ja schon ein Dutzend davon, und ihr könnt auch denken, wie sie unserer Luftversorgungsanlage mitspielten. Aber schließlich haben wir sie doch erwischt – und wißt ihr, wie wir das gemacht haben?«

»Ihr habt euch ein paar Katzen ausgeborgt«, sagte Ron.

Norman blickte Ron geringschätzig an.

»Na ja, das wurde tatsächlich versucht, aber Katzen mögen die Schwerelosigkeit nicht besonders. Sie haben uns nichts genutzt; die Mäuse haben sie einfach ausgelacht. Nein – wir besorgten uns Eulen! Ihr hättet sie fliegen sehen sollen. Ihre Flügel funktionierten natürlich genausogut wie sonst auch, aber die Schwerelosigkeit erlaubte es ihnen, ganz phantastische Kapriolen zu drehen. Es dauerte nur ein paar Monate, und wir waren die Mäuseplage los.« Er seufzte. »Unser nächstes Problem war natürlich, die Eulen loszuwerden. Das haben wir folgendermaßen – «

Ich erfuhr nie, wie sie es gemacht hatten; denn die anderen hat-

ten endlich genug von Normans Weltraumlatein und stürzten sich wie auf Verabredung alle lachend auf ihn. Er verschwand in einem sich langsam drehenden Knäuel von Körpern, der lärmend durch das Zimmer trieb. Nur Tim Benton, der sich nie in solche vulgäre Balgereien verwickeln ließ, blieb ruhig auf seinem Platz sitzen und las weiter.

Jeden Tag versammelten sich die Ausbildungslehrlinge in dem Klassenzimmer, um sich dort einen Vortrag von Kommandant Doyle oder einem der technischen Offiziere der Station anzuhören. Der Kommandant hatte mir vorgeschlagen, an dem Unterricht teilzunehmen – und ein ›Vorschlag‹ von ihm galt hier nicht viel weniger als ein Befehl. Er war der Ansicht, daß ich dabei ein paar nützliche Kenntnisse erwerben könnte, und damit hatte er natürlich durchaus recht; freilich verstand ich nur etwa ein Drittel von dem, was in diesen Stunden erzählt wurde. Den Rest meiner Zeit verbrachte ich damit, einiges in den Büchern der Stationsbibliothek zu lesen.

Nach den Unterrichtsstunden hatten die Lehrlinge eine halbe Stunde Zeit, die sie dem Studium widmen sollten, und ab und zu wurde auch tatsächlich während dieser Zeit gearbeitet. Diese Pausen waren für mich viel nützlicher als der eigentliche Unterricht; denn da erzählten die Jungs meistens von ihrer Arbeit und Ihren Erlebnissen im Weltraum. Einige von ihnen waren schon zwei Jahre hier draußen und hatten inzwischen ein paar kurze Reisen zur Erde gemacht.

Natürlich waren manche von den Geschichten, die sie mir erzählten – nun, sagen wir –, leicht übertrieben. Besonders Norman Powell, dieser notorische Witzbold, versuchte mich dauernd auf den Arm zu nehmen. Anfangs fiel ich auch meistens darauf herein, aber später lernte ich es, seine ausgeklügelten Erzählungen mit Vorsicht aufzunehmen.

In der Schwerelosigkeit der Weltraumstation waren außerdem eine ganze Menge interessanter Tricks und mancher Schabernack möglich, die man einem Neuling spielen konnte. Zu einem der besten brauchte man nur ein ganz gewöhnliches Streichholz. Eines Nachmittags waren wir wieder einmal im Klassenzimmer, als Norman sich plötzlich zu mir umdrehte und sagte:

»Weißt du eigentlich, wie man nachprüft, ob die Luft im Zimmer noch atembar ist?«

»Ich vermute, wenn sie nicht mehr atembar ist, wird man das schon schnell genug merken«, antwortete ich.

»Ja, aber nicht rechtzeitig. Wenn es schon so weit ist, daß du nicht mehr atmen kannst, dann würdest du ersticken, ehe du noch etwas dagegen unternehmen könntest. Aber es gibt einen ganz einfachen Test, den man auf der Erde schon seit alten Zeiten durchführt – in Bergwerken und unterirdischen Höhlen. Man hat eine Laterne oder Kerze mit offener Flamme bei sich, und wenn sie ausgeht – nun, dann muß man eben so schnell wie möglich von dort verschwinden.«

Er suchte in seiner Tasche herum und zog eine Schachtel Streichhölzer hervor. Ich war ein wenig überrascht, etwas so Altmodisches an Bord der Station zu sehen.

»Hier drinnen brennt eine Flamme richtig«, fuhr Norman fort. »Aber wenn die Luft schlecht wäre, dann würde sie sofort ausgehen.«

Gedankenverloren riß er ein Streichholz an, und es flammte auf. Ich beugte mich vor, um die Flamme genau zu beobachten. Es war eine sehr seltsame Flamme – nicht lang und spitz zulaufend, sondern kugelrund. Während ich hinschaute, schrumpfte sie zusammen und erlosch.

Es ist seltsam, wie unser Verstand arbeitet. Bis zu diesem Augenblick hatte ich völlig normal geatmet; jetzt aber hatte ich plötzlich das Gefühl, als ob ich ersticken müßte. Ich sah Norman an und sagte nervös:

»Versuch es noch einmal; mit dem Streichholz muß irgend etwas nicht in Ordnung gewesen sein.«

Norman strich ein zweites Streichholz an, und es erlosch ebenso schnell wie das erste.

»Machen wir, daß wir hier hinauskommen«, sagte ich atemlos. »Anscheinend ist die Luftreinigungsanlage verstopft.« Erst dann bemerkte ich, daß die anderen alle grinsten.

»Keine Angst, Roy«, sagte Tim. »Die Lösung des Rätsels ist ganz einfach.« Er nahm Norman die Streichholzschachtel aus der Hand. »Die Luft ist völlig in Ordnung. Aber wenn du es dir näher überlegst, dann wirst du einsehen, daß es hier für eine Flamme ganz unmöglich ist, richtig zu Ende zu brennen. Da es ja hier keine Schwerkraft gibt und jede Materie immer an Ort und Stelle verharrt, wenn man sie nicht bewegt, so kann der Rauch nicht aufsteigen, und die Flamme erstickt an ihren eigenen Verbrennungsprodukten. Wenn das Streichholz weiterbrennen soll, mußt du es so machen.«

Er zündete ein neues Streichholz an. Statt es aber ruhig zu halten,

bewegte er es langsam durch die Luft. Es ließ eine Rauchspur hinter sich zurück und brannte bis auf einen kleinen Rest ab.

»Die Flamme hat immer wieder frische Luft zugeführt bekommen«, fuhr Tim fort, »und deshalb ist sie diesmal nicht in den Verbrennungsgasen erstickt. Und wenn du meinst, daß das nur ein amüsanter Trick ohne jeden praktischen Wert ist, dann bist du auf dem Holzweg. Dieses Testergebnis bedeutet, daß man die Luft in der Station dauernd in Bewegung halten muß; denn sonst ergeht es uns ebenso wie der Flamme und wir ersticken an der ausgeatmeten Kohlensäure. Norman, nun schalte bitte wieder die Ventilatoren ein, nachdem du deinen kleinen Spaß gehabt hast.«

Spaß oder nicht – es war eine eindrucksvolle Lehre. Aber sie bestärkte mich nur noch mehr in meinem Entschluß, daß ich Norman eines Tages seine Scherze einmal heimzahlen würde. Es war nicht etwa so, daß ich Norman nicht leiden konnte, aber so allmählich wurde ich seiner dauernden Foppereien ein bißchen überdrüssig.

Plötzlich rief jemand von der anderen Seite des Zimmers her:

»Die ›Canopus‹ startet!«

Wir stürzten alle zu den kleinen runden Ausguckfenstern, um in den Raum hinauszublicken. Es dauerte einige Zeit, bis ich mich weit genug vordrängeln konnte, aber dann preßte ich mein Gesicht gegen die dicke, transparente Kunststoffscheibe und spähte hinaus.

Die ›Canopus‹ war das größte Schiff der Marslinie. Sie hatte ein paar Wochen hier gelegen, um die routinemäßige Inspektion und Überholung über sich ergehen zu lassen. Während der letzten zwei Tage hatte sie dann Treibstoff und Passagiere an Bord genommen; jetzt war sie langsam von der Station abgetrieben, bis sie nun schließlich mehrere Kilometer von uns entfernt war. Ebenso wie die Wohnstation rotierte auch die ›Canopus‹ um ihre Mittelachse, um für die Passagiere eine künstliche Schwerkraft zu erzeugen. Auch in der Form ähnelte sie mehr einer Raumstation als einem der stromlinienförmigen Weltraumschiffe, wie man sie sich früher vorgestellt hatte; sie sah aus wie ein riesiges Schwungrad. In der Mitte befanden sich die Kraftanlagen und Triebwerkeinheiten, und die Kabinen und die Mannschaftsquartiere bildeten einen ringförmigen Wulst darum. Während der Reise würde man die Eigenrotation des Schiffes langsam vermindern, so daß die Passagiere bereits an die Marschwerkraft gewöhnt sein würden, wenn sie dort ankamen. Auf der Rückreise würde man es dann umgekehrt machen.

Der Aufbruch eines Raumschiffes von einer Satellitenbahn aus ist bei weitem kein so erregendes Schauspiel wie etwa der Start einer

Rakete von der Erde. Zunächst einmal geht natürlich alles in absoluter Stille vor sich, da ja die Luft fehlt, um die Schallwellen zu übertragen – und dazu noch sehr langsam. Außerdem sieht man weder Flammen noch Rauch; nur einen dünnen nebligen Strahl aus den Düsen konnte ich sehen. Dann begannen die großen Abstrahlfinnen aufzuglühen – erst kirschrot und dann in unerträglich greller Weißglut –, als die überschüssige Hitze der Kraftanlage in den Kaum abgestrahlt wurde. Das Schiff mit seinen Tausenden Tonnen Masse gewann langsam an Geschwindigkeit; freilich würde es noch viele Stunden dauern, bis die Geschwindigkeit groß genug war, um das Schiff der Anziehungskraft der Erde zu entreißen. Die Rakete, die mich zu der Station gebracht hatte, war etwa mit der hundertfachen Beschleunigung angetrieben worden; dieses riesige Schiff dagegen konnte lange Zeit stetig ganz sanft beschleunigt werden und würde dadurch nach Wochen eine Endgeschwindigkeit von fast achthunderttausend Kilometer pro Stunde erreichen.

Nach fünf Minuten war die ›Canopus‹ schon mehrere Kilometer von uns entfernt und bewegte sich mit wachsender Geschwindigkeit von unserer Satellitenbahn fort auf den Kurs, der sie zum Mars führen würde. Ich starrte ihr sehnsüchtig nach und fragte mich, wann auch ich wohl einmal eine solche Reise machen würde. Norman schien aus meinem Gesichtsausdruck meine Gedanken erraten zu haben, denn er lachte in sich hinein und sagte:

»Du überlegst wohl gerade, wie du dich als blinder Passagier an Bord des nächsten Schiffes schmuggeln könntest, wie? Den Gedanken gib nur gleich wieder auf. Es ist ganz unmöglich. Oh, ich weiß – in Romanen kommt das oft genug vor, aber die Wirklichkeit sieht ganz anders aus. Es gibt zu viele Sicherheitsvorkehrungen dagegen. Und weißt du, was mit einem blinden Passagier geschehen würde, wenn man ihn findet?«

»Nein«, antwortete ich und versuchte dabei möglichst gleichgültig zu erscheinen; denn um die Wahrheit zu sagen: ich hatte wirklich mit diesem Gedanken gespielt.

Norman rieb sich grinsend die Hände.

»Nun, ein überzähliger Mann an Bord würde für die anderen eine ganz bestimmte Menge weniger Sauerstoff und Nahrung bedeuten, und außerdem würde seine Anwesenheit die ganzen Treibstoffberechnungen über den Haufen werfen. Deshalb wird er einfach über Bord geworfen.«

»Dann ist es ja gut, daß noch nie jemand den Versuch unternommen hat«, sagte ich, ohne ihm ein Wort davon zu glauben.

»Das ist richtig. Aber natürlich hätte ein blinder Passagier ohnehin nicht die geringste Chance; er würde entdeckt werden, bevor das Schiff überhaupt gestartet wäre. In einem Raumschiff gibt es einfach nicht genug Platz, daß man sich verstecken könnte, ohne sofort entdeckt zu werden.«

Ich beschloß, mir das gut zu merken. Vielleicht würde mir dieses Wissen einmal nützlich sein können.

Die Raumstation Eins war zwar ein riesiger Komplex, aber die Lehrlinge verbrachten trotzdem nicht ihre ganze Zeit darin, wie ich schnell herausfand. Sie hatten einen Klubraum, der wohl einzig in seiner Art war – aber es dauerte einige Zeit, bis sie mir erlaubten, ihn zu besuchen.

Nicht weit von der Station befand sich etwas, das man ein Museum der Astronautik nennen könnte: ein im Raum schwebender Schiffsfriedhof. Es waren Schiffe, die ihre besten Tage längst hinter sich hatten und aus dem Verkehr gezogen worden waren. Bei den meisten hatte man alles Wertvolle ausgebaut, und sie waren eigentlich nur noch Skelette. Auf der Erde wären sie natürlich schon lange verrostet, aber hier im Vakuum würden sie für immer glänzend und fleckenlos bleiben.

Unter diesen Wracks befanden sich auch einige der großen Pionierschiffe – das erste Schiff, das auf der Venus landete – das erste, das die Satelliten des Jupiter erreichte – das erste, das den Saturn umrundet hatte. Am Ende ihrer langen Reise waren sie damals in die Satellitenbahn um die Erde von achthundert Kilometer Höhe eingeflogen, und die Zubringerraketen waren heraufgekommen, um ihre Besatzungen abzuholen. Jetzt waren sie immer noch hier, wo man sie verlassen hatte, um sie niemals wieder zu benutzen.

Das heißt, alle außer der ›Morning Star‹. Wie jedermann weiß, hatte sie im Jahre 1990 als erstes Schiff die Venus umrundet. Aber nur wenige Leute wissen, daß sie sich immer noch in einem ausgezeichneten Zustand befand. Die Ausbildungslehrlinge der Station hatten sich ihrer angenommen, sie zu ihrem Hauptquartier erkoren und sie mit viel Liebe und Sorgfalt wieder raumtütig gemacht. Tatsächlich waren sie überzeugt, daß sie so gut wie neu war, und die jungen Leute versuchten immer wieder, genügend Treibstoff für einen kleinen Ausflug ›auszuborgen‹. Es schmerzte sie tief, daß ihnen jedoch niemand welchen überlassen wollte.

Kommandant Doyle wußte natürlich über das Schiff Bescheid,

und es war ihm sogar recht, daß sie sich damit beschäftigten. Schließlich war das eine gute Gelegenheit für die Lehrlinge, ihre theoretischen Kenntnisse in der Praxis zu erproben. Manchmal kam er an Bord, um sich von den Fortschritten im Ausbau des Schiffes zu überzeugen, aber im übrigen wurde allgemein anerkannt, daß das Schiff Privateigentum der Lehrlinge war. Man mußte eine persönliche Einladung erhalten, wenn man an Bord wollte. Auch ich durfte meinen Antrittsbesuch erst abstaten, nachdem ich schon einige Tage auf der Station gewesen und mehr oder weniger als ein Mitglied der Gemeinschaft aufgenommen worden war.

Es war die längste Reise, die ich bisher außerhalb der Station gemacht hatte, weil der Schiffsfriedhof ungefähr zehn Kilometer von der Station entfernt war. Er bewegte sich in derselben Satellitenbahn wie die Station, aber ein Stück vor ihr. Ich weiß nicht recht, wie ich das seltsame Gefährt beschreiben soll, in dem wir die Reise machten. Die Lehrlinge hatten es aus Teilen zusammengebaut, die von den Schiffen des Friedhofes stammten, und es war eigentlich kaum etwas anderes als eine zylinderförmige Druckkammer, die groß genug war, um ein Dutzend Leute aufzunehmen. An dem einen Ende war ein Raketentriebwerk von geringer Stärke anmontiert; außerdem gab es noch ein paar Hilfsdüsen für die Steuerung, eine einfache Luftscheule und ein Radio, das die Verbindung zur Station aufrechterhielt; das war alles. Dieses seltsame Vehikel konnte die Fahrt hinüber zur ›Morning Star‹ gerade in rund zehn Minuten vollbringen; immerhin war es imstande, eine Höchstgeschwindigkeit von fast fünfzig Kilometer pro Stunde zu erreichen. Man hatte es ›Skylark of Space‹ getauft – die ›Himmelslerche des Weltraumes‹ –, ein Name, den man offensichtlich einem berühmten uralten Science-Fiction-Roman entnommen hatte.

Für gewöhnlich parkte die ›Skylark‹ draußen am äußersten Rand der Station, wo sie niemandem im Wege war. Wenn sie gebraucht wurde, flogen zwei Lehrlinge in Raumanzügen zu ihr hinaus, lösten ihre Haltetaue und zogen sie zur nächsten Luftscheule. Dort wurde sie angekuppelt, und man konnte sie durch die Verbindungsröhre wie ein richtiges Raumschiff betreten.

Meine erste Reise in der ›Skylark‹ war für mich ein völlig anderes Erlebnis als mein Flug von der Erde zur Station. Sie sah so zerbrechlich aus, daß man erwartete, sie könnte sich jeden Augenblick in ihre Bestandteile auflösen, aber in Wirklichkeit waren solche Befürchtungen natürlich grundlos. Wir waren zehn Leute an Bord,

und in der kleinen Kabine war es ziemlich eng. Als der Raketenmotor eingeschaltet wurde, trieb uns die sanfte Beschleunigung alle langsam zum Heck des Schiffes. Der Schub war allerdings so schwach, daß ich unter dem Andruck nur etwa ein Pfund wog – ganz im Gegensatz zu dem Start von der Erde, wo ich geglaubt hatte, eine ganze Tonne zu wiegen. Nachdem der Raketenmotor etwa eine Minute gearbeitet hatte, wurde er abgeschaltet, und wir trieben den Rest der Strecke frei dahin, bis ein zweiter kurzer Feuerstoß aus den Düsen die ›Skylark‹ abbremste und bei dem Schiff zum Stillstand brachte.

In der ›Morning Star‹ war viel Platz: schließlich hatte sie fünf Männer fast zwei Jahre lang beherbergt. Ihre Namen waren noch immer zu sehen, wo sie in dem Lacküberzug der Kontrollkabine eingekratzt worden waren, und beim Anblick dieser Schriften schweiften meine Gedanken fast um hundert Jahre zurück in jene große Pionierzeit der Weltraumfahrt, wo selbst der Mond noch eine neue, unbekannte Welt gewesen war und noch niemand einen der Planeten erreicht hatte.

Trotz ihres Alters erschienen alle Gegenstände innerhalb der Kontrollkabine noch glänzend und wie neu. Die Instrumententafel hätte, soweit ich das beurteilen kann, ebensogut zu einem Schiff der Gegenwart gehören können. Tim Benton strich liebevoll darüber hin.

»So gut wie neu!« sagte er mit offenbarem Stolz in seiner Stimme. »Ich garantiere dir, daß ich dich damit jederzeit zur Venus fliegen könnte.«

Ich lernte die Kontrollinstrumente der ›Morning Star‹ ziemlich genau kennen. Es war natürlich völlig ungefährlich, an ihnen herumzuspielen; denn die Treibstofftanks waren ja leer, und wenn man zum Beispiel den Knopf mit der Aufschrift ›Haupttriebwerk-Feuer!‹ drückte, dann glühte nur ein rotes Lämpchen auf. Trotzdem war es für mich aufregend, in dem Sessel des Piloten zu sitzen und mit offenen Augen vor mich hinzuträumen, während meine Hände nach den Hebeln und Knöpfen griffen.

Unmittelbar hinter den Haupttreibstofftanks hatten sich die Lehrlinge eine kleine Werkstatt eingerichtet. Hier fertigten sie eine Menge Raumschiffmodelle an, aber es wurde auch ernsthafte Ingenieurarbeit geleistet. Verschiedene Lehrlinge probierten hier Geräte aus, die sie selbst entwickelt hatten. Karl Hasse, unser Mathematikgenie, versuchte Irgendein neues Navigationsinstrument zu

bauen. Da er es allerdings immer versteckte, sobald jemand in seine Nähe kam, konnte niemand genau sagen, wie es eigentlich damit stand.

Während ich in der ›Morning Star‹ herumkroch, lernte ich mehr über Raumschiffe, als ich jemals aus Büchern oder durch Vorträge erfahren hatte. Freilich war das Schiff fast hundert Jahre alt, aber wenn auch viele Einzelheiten weiterentwickelt worden waren, so hatte sich doch an den Grundprinzipien des Raumschiffbaus wenig geändert. Immer noch brauchte man Pumpen, Treibstofftanks, Luftreinigungsanlagen, Temperaturregler und so weiter. Die einzelnen Geräte mochten sich verändern, aber die Aufgaben, die sie erfüllen mußten, blieben dieselben.

Ich erwarb jedoch keineswegs nur technisches Wissen an Bord der ›Morning Star‹. Hier schloß ich mein Training im Verhalten bei Schwerelosigkeit ab, und ich lernte es auch, in diesem Zustand der Gewichtslosigkeit körperliche Kämpfe auszufechten. Und damit komme ich auf Ron Jordan zu sprechen.

Ron war der jüngste der Lehrlinge – etwa anderthalb Jahre älter als ich. Er war ein ungestümer blondhaariger Australier; jedenfalls war er in Sydney geboren, wenn er auch den größten Teil seines Lebens in Europa verbracht hatte. Infolgedessen sprach er drei oder vier Sprachen, und manchmal geriet er von der einen in die andere, ohne es zu merken.

Er war ein gutmütiger und stets gutgelaunter Bursche. Er machte immer den Eindruck, als ob er sich niemals ganz an die Schwerelosigkeit gewöhnt hätte und sie immer noch als einen großen Spaß betrachtete. Jedenfalls probierte er immer wieder neue Kunststücke aus. So fertigte er sich zum Beispiel ein Paar Flügel an und versuchte damit zu fliegen. Es gelang ihm freilich nicht besonders gut, aber vielleicht waren die Schwingen nicht richtig konstruiert. Sein überschäumend fröhliches Temperament verwickelte ihn immer in gutmütige Raufereien mit den anderen – und ein Kampf im schwerelosen Zustand ist ein faszinierender Anblick.

Das wichtigste Problem dabei ist es natürlich zunächst, den Gegner überhaupt erst einmal fassen zu können, und das ist bestimmt nicht leicht. Denn wenn dieser Gegner keine Lust hat, sich herumzubalgen, dann schwebt er einfach in irgendeiner Richtung davon. Aber selbst wenn er bereit ist, das Spiel mitzumachen, ergeben sich weitere Schwierigkeiten. Jede Art von Boxen ist fast unmöglich, denn schon der erste Schlag würde die beiden Gegner auseinandertreiben. So ist die einzig praktische Form eines Kampfes eine Art Freistilringen.

Gewöhnlich fängt es so an, daß die beiden Kämpfer mitten in der Luft schweben – möglichst weit von jedem festen Gegenstand entfernt. Sie packen sich mit ausgestreckten Armen an den Handgelenken, und was dann genau geschieht, ist ziemlich schwer zu erkennen. Man sieht wirbelnde Arme und Beine, langsam rotierende Körper. Nach den Spielregeln hat man gewonnen, wenn man es fertigbringt, seinen Gegner fünf Sekunden lang gegen eine Wand zu drücken – aber das ist viel schwieriger, als es sich anhört. Der Gegner braucht sich nur kräftig abzustößen, und beide Kämpfer fliegen wieder in das Zimmer hinaus. Man darf dabei nicht vergessen, daß es ja auch keinen Zweck hat, sich einfach auf den Gegner zu setzen, um ihn durch das eigene Gewicht niederzuhalten, da es eben keine Schwerkraft gibt.

Mein erster Streit mit Ron entstand aus einer politischen Meinungsverschiedenheit. Es klingt vielleicht merkwürdig, daß draußen im Weltraum die irdische Politik noch irgendeine Bedeutung haben könnte. Eigentlich spielen solche Fragen auch gar keine Rolle; jedenfalls fragt hier niemand danach, ob man Bürger der Atlantischen Föderation, der Panasiatischen Union oder der Pazifischen Konföderation ist. Aber es gibt immer noch genug Themen, über die man streiten kann – zum Beispiel, in welchem Land es sich am besten leben läßt. Und da die meisten von uns schon ziemlich weit herumgekommen waren, hatte jeder natürlich eine andere Auffassung darüber.

Als ich bei dieser Gelegenheit sagte, daß er Unsinn redete, erwiderte Ron fröhlich;

»Das ist eine Herausforderung zum Kampf!«

Und bevor ich wußte, was mir geschah, hatte er mich bereits in eine Zimmerecke gedrängt und hielt mich dort fest, während Norman Powell ziemlich langsam bis zehn zählte, um mir eine Chance zu geben. Aber ich konnte nicht entkommen, weil Ron sich mit den Füßen an den beiden Wänden festgestemmt hatte, die diese Ecke bildeten.

Das nächste Mal kam ich ein klein wenig besser weg, aber Ron siegte immer noch mit Leichtigkeit. Er war nicht nur stärker als ich, sondern er beherrschte auch die Kampftechnik weitaus besser.

Schließlich gelang es mir doch einmal, zu gewinnen – ein einziges Mal. Ich hatte die Sache sorgfältig geplant, und außerdem war Ron vielleicht auch ein wenig zu siegesgewiß geworden.

Ich wußte, daß es um mich geschehen wäre, wenn ich es zuließ, daß er mich in eine Ecke drängte. Dort konnte er seinen beliebten

›Grätschtrick‹ anwenden und mich festnageln, indem er sich an den beiden Wänden feststemmte. Wenn ich andererseits mitten im Zimmer bliebe, hätte er mich mit seiner überlegenen Kraft und Gewandtheit bald in eine ungünstige Lage gezwungen. Ich mußte mir deshalb irgendeinen Trick ausdenken, durch den seine offenbaren Vorteile ausgeglichen wurden.

Lange Zeit zerbrach ich mir über dieses Problem den Kopf, bis mir endlich die Lösung einfiel. Danach übte ich es mehrere Male, wenn niemand dabei war, denn das Ganze mußte zeitlich genau richtig funktionieren.

Endlich war ich soweit. Wir saßen um den kleinen Tisch, der in der Kabine der ›Morning Star‹ an einem Ende festgeschraubt war – an dem Wandstück, das wir gewöhnlich als Fußboden betrachteten. Ron saß mir gegenüber. Wir hatten uns schon eine ganze Weile gutmütig gehänselt, und es war offensichtlich, daß es nun jede Minute zu einem Kampf kommen würde. Als Ron seine Sitzriemen zu lösen begann, wußte ich, daß es nun Zeit für mich war.

Er hatte sich gerade losgeschnallt, als ich rief:

»Los- komm und fang mich!«

Gleichzeitig stieß ich mich ab – auf die ›Decke‹ zu, die ungefähr fünf Meter über mir war. Das war der Teil der Aktion, der zeitlich genau abgestimmt sein mußte. Sobald Ron sah, welchen Kurs ich einschlug, stieß er sich, den Bruchteil einer Sekunde nach mir, heftig in der gleichen Richtung ab.

Wenn man im Zustand der Schwerelosigkeit erst einmal in einer bestimmten Richtung davonsegelt, dann kann man nicht mehr anhalten, bis man irgendwo wieder anprallt. Ron erwartete deshalb, daß er mich an der Decke treffen würde; er rechnete jedenfalls nicht damit, daß ich nur die halbe Strecke bis dorthin zurücklegen würde. Aber gerade das tat ich; denn mein linker Fuß steckte in einer Seilschlinge, die ich vorher am Fußboden befestigt hatte. Ich hatte vielleicht zwei Meter zurückgelegt, als ich plötzlich anhielt und mich dann durch einen Ruck an der Seilschlinge nach unten zurückriß. Ron konnte nichts anderes tun, als einfach weiterzusegeln. Er war so überrascht, als er mich zurückschweben sah, daß er sich während seines Fluges umdrehte, um zu beobachten, was geschehen war – und deshalb prallte er ziemlich unsanft mit dem Kopf gegen die Decke. Er hatte sich davon noch nicht ganz erholt, als ich mich von neuem emporschleuderte – aber diesmal hing ich nicht mehr an dem Seil. Ron kämpfte immer noch ganz außer Fassung, als ich wie ein Meteor angesaust kam. Er konnte mir nicht mehr ausweichen, und ich

prallte so heftig auf ihn, daß er fast die Besinnung verlor. Es war leicht, ihn bis fünf niederzuhalten; tatsächlich kam Norman beim Zählen sogar bis zehn, bevor Ron sich überhaupt wieder zu rühren begann, und ich machte mir schön Sorgen um ihn.

Vielleicht war es kein sehr ruhmvoller Sieg, und einige von den anderen fanden, ich hätte gemogelt. Aber immerhin gab es in den Kampfgeln nichts, was gegen meine Methode sprach.

Natürlich konnte ich den Trick nicht noch ein zweites Mal anwenden, und Ron zahlte es mir das nächste Mal heim. Aber schließlich war er ja wirklich anderthalb Jahre älter als ich.

Andere von unseren Spielen waren nicht so gewalttätig. Wir spielten ziemlich oft Schach – mit magnetischen Figuren –, aber da ich kein besonders guter Spieler bin, machte mir das nur wenig Spaß. So ziemlich das einzige Spiel, bei dem ich immer gewinnen konnte, war das ›Wettschwimmen‹ – natürlich nicht im Wasser, sondern in der Luft.

Das war allerdings so anstrengend, daß wir es nicht sehr oft taten. Man brauchte dazu einen einigermaßen großen Raum. Die Mitbewerber schwebten beim Start in einer Linie nebeneinander – weit entfernt von jeder Wand. Der Sinn des Spieles war, ans Ziel zu gelangen, indem man sich mit heftigen Armbewegungen durch die Luft vorwärtszog. Es war fast wie das Schwimmen im Wasser, aber viel ermüdender und langsamer. Aus irgendeinem Grunde war ich dabei viel besser als die anderen, was mich eigentlich wunderte; denn beim normalen Schwimmen war ich durchaus nicht sehr gut.

Es war aber nun nicht etwa so, daß wir unsere ganze Zeit in der ›Morning Star‹ verbrachten. In einer Raumstation gibt es für jedermann Arbeit genug, und vielleicht wird die Freizeit gerade deshalb um so intensiver genossen. Im übrigen hatten wir aus einem ganz anderen Grund, der wohl wenig bekannt ist, mehr Gelegenheit, uns zu amüsieren, als man meinen möchte: wir brauchten nämlich nur sehr wenig Schlaf. Das ist eine der angenehmen Auswirkungen der Schwerelosigkeit. Ich glaube nicht, daß ich während der ganzen Zeit, die ich dort draußen im Weltraum war, mehr als vier Stunden hintereinander geschlafen habe.

Ich ließ es mir im übrigen sehr angelegen sein, niemals einen der Vorträge von Kommandant Doyle zu versäumen, selbst wenn ich manchmal etwas anderes lieber getan hätte. Tim hatte mich taktvoll darauf hingewiesen, daß es einen guten Eindruck machen würde, wenn ich immer da wäre – und außerdem war der Kommandant

auch ein sehr guter Redner. Seinen Vortrag über Meteore werde ich bestimmt zeit meines Lebens nicht mehr vergessen.

Eigentlich ist das ziemlich seltsam; denn ich war vorher überzeugt gewesen, daß dieser Vortrag eine ziemlich langweilige Sache werden würde. Der Anfang war durchaus interessant, aber dann versandete der Vortrag bald in trockenen Statistiken und graphischen Darstellungen. Jedermann weiß ja, was Meteore sind: Materieteilchen, die durch den Raum fliegen und infolge der Reibung verglühen, wenn sie in die irdische Atmosphäre eindringen. Zum weitaus größten Teil sind sie kleiner als ein Sandkorn, aber gelegentlich tauchen auch größere, mehrere Pfund schwere Brocken auf. Und in sehr seltenen Fällen fallen mit ungeheurer Wucht Riesenmeteore auf die Erde herab, die hundert oder sogar tausend Tonnen schwer sind, und sie können beträchtlichen Schaden anrichten.

In der Frühzeit der Weltraumfahrt haben sich viele Leute wegen dieser Meteore große Sorgen gemacht. Sie haben sich einfach nicht vorstellen können, wie unendlich groß dieser Weltraum ist, und sie haben geglaubt, sie würden gleichsam ein Maschinengewehrfeuer von Meteoriten erleben, wenn sie erst einmal die schützende Lufthülle der Erde verließen. Inzwischen sind wir klüger geworden. Meteore bedeuten im allgemeinen keine ernsthafte Gefahr; allerdings durchlöchert ab und zu ein kleiner Meteorit die Hülle einer Station oder eines Schiffes, und dagegen muß man natürlich Schutzmaßnahmen ergreifen.

Während Kommandant Doyle über Meteorschwärme sprach und die Tafel mit Zahlen bedeckte, aus denen hervorging, wie wenig feste Materie sich tatsächlich im Raum zwischen den Planeten befindet, schweiften meine Gedanken weit ab. Ich wurde erst wieder aufmerksam, als er zu erklären begann, was geschehen würde, wenn uns wirklich einmal ein Meteor treffen sollte.

»Ihr dürft nicht vergessen«, sagte er, »daß sich ein Meteor wegen seiner extrem hohen Geschwindigkeit nicht so benimmt wie ein sich langsam bewogender Körper – zum Beispiel eine Gewehrkuugel, die vielleicht zwei Kilometer pro Sekunde zurücklegt. Wenn ein kleiner Meteor auf einen festen Gegenstand trifft – und wenn es nur eine dünne Kunststoffschicht wäre –, dann verwandelt er sich augenblicklich in eine glühende Gaswolke. Auch aus diesem Grunde hat diese Station eine doppelte Hülle. Die äußere gewährt uns einen fast vollkommenen Schutz gegen alle kleinen Meteore.

Immerhin besteht noch eine schwache Möglichkeit, daß ein größerer einmal beide Wände durchschlagen und ein größeres Loch hin-

terlassen könnte. Aber selbst das braucht nicht gefährlich zu werden. Natürlich würde die Luft sofort ausströmen, aber jedes Zimmer, das mit einer Wand an den Weltraum grenze, ist mit diesen Dingen hier ausgestattet.«

Er hob eine runde Scheibe hoch, die fast wie ein Kochtopfdeckel aussah – mit einem Gummiﬂansch rundherum. Ich hatte diese Scheiben, die mit grellgelber Farbe angestrichen waren, schon oft an den Wänden der Station hängen sehen, aber ich hatte mir noch nie besondere Gedanken darüber gemacht.

»Damit kann man Löcher bis zu einem Durchmesser von fünfzehn Zentimeter abdichten. Man braucht sie nur an die Wand in der Nähe des Lecks zu drücken und sie dann verschieben, bis sie das Loch bedecken. Versucht aber niemals, sie direkt auf das Loch zu pressen. Wenn die Scheibe erst einmal an Ort und Stelle ist, wird sie vom Luftdruck festgehalten, bis man das Leck ordentlich ausbessern kann.«

Er warf uns die Scheibe zu.

»Seht sie euch an und gebt sie weiter. Hat jemand eine Frage darüber?«

Ich wollte fragen, was geschehen würde, wenn das Loch größer als fünfzehn Zentimeter wäre, aber ich befürchtete, daß man diese Frage vielleicht als einen dummen Witz auffassen würde. Ich blickte umher, um zu sehen, ob sich vielleicht ein anderer anschicken würde, das Schweigen zu brechen – und dabei bemerkte ich, daß Tim Benton heute fehlte. Es war ziemlich ungewöhnlich, daß er nicht da war, und ich fragte mich, was wohl mit ihm geschehen sein mochte. Vielleicht half er jemandem bei einer dringenden Arbeit irgendwo in der Station.

Ich hatte keine Zeit mehr, mir über Tims Abwesenheit den Kopf zu zerbrechen. Denn genau in demselben Augenblick ertönte plötzlich ein scharfer Knall, der in dem kleinen Raum fast ohrenbetäubend wirkte. Ihm folgte das schreckenerregende schrille Pfeifen von entweichender Luft – von Luft, die durch ein Loch hinausschoß, das sich urplötzlich in der Wand des Klassenzimmers gebildet hatte.



Einen Moment lang – während die ausströmende Luft an unseren Kleidern zerrte und uns zu der Wand hinziehen wollte – waren wir viel zu sehr überrascht, als daß wir etwas anderes tun konnten, als nur auf das gezackte Loch zu starren, das in der weißen Wand klaffte. Alles geschah so schnell, daß ich gar keine Zeit fand, Angst zu bekommen; das kam erst später. Etwa zwei Sekunden lang saßen wir wie gelähmt da – und dann bewegten wir uns alle zugleich. Die Dichtungsplatte hatte gerade auf Norman Powells Bank gelegen, und jeder von uns stürzte darauf zu. Einen Augenblick lang kam es zu einem wilden Gedränge; dann schrie Norman über das Zischen der ausströmenden Luft hinweg:

»Aus dem Wege!«

Er stieß sich mit einem mächtigen Stoß ab, und der Luftstrom packte ihn wie einen Strohhalbm und schleuderte ihn gegen die Wand. Ich beobachtete in hilfloser Erregung, wie er sich wehrte, um nicht gegen das Loch angesaugt zu werden. Und dann – so plötzlich, wie er eingesetzt hatte – hörte der schrille Pfeifton auf. Norman hatte es geschafft und die Scheibe über das Leck geschoben.

Jetzt erst wandte ich mich zurück, um zu sehen, was wohl der Kommandant inzwischen getan hatte. Zu meinem Erstaunen saß er immer noch ruhig an seinem Platz. Außerdem entdeckte ich ein Lächeln auf seinem Gesicht und eine Stoppuhr in seiner Hand. Ein schrecklicher Verdacht regte sich in mir – ein Verdacht, der in den nächsten Sekunden zur Gewißheit wurde. Auch die anderen starrten ihn an, und ein eisiges Schweigen herrschte im Raum. Dann hustete Norman und rieb sich ostentativ seinen Ellbogen, den er sich beim Anprall an der Wand angeschlagen hatte. Ich bin überzeugt: wenn es möglich gewesen wäre, im Zustand der Schwerelosigkeit zu hinken, dann hätte er auch das noch getan, während er auf seinen Platz zurückkehrte. Der Kommandant aber lächelte immer noch. »Es tut mir leid, daß Sie sich weh getan haben, Norman«, sagte er dann. »Ich muß Ihnen aber wirklich zu der Schnelligkeit gratulieren, mit der Sie reagiert haben. Sie haben nur fünf Sekunden gebraucht, um das Leck abzudichten – eine sehr gute Zeit, wenn man berücksichtigt, daß Ihnen die anderen alle im Wege waren.«

»Danke, Sir«, sagte Norman ziemlich spitz; offensichtlich paßte es ihm gar nicht, daß man zur Abwechslung einmal ihm einen Streich

gespielt hatte. »Aber war das nicht ein ziemlich gefährlicher Test, den Sie damit uns angestellt haben?«

»Durchaus nicht. Wenn Sie sich für die technischen Einzelheiten interessieren – da draußen ist ein etwa zehn Zentimeter dickes Rohr aufgesetzt, das durch einen Sperrhahn am anderen Ende verschlossen werden kann. Tim sitzt dort draußen in einem Raumanzug daneben, und wenn es uns nicht gelungen wäre, das Loch innerhalb von zehn Sekunden abzudichten, dann hätte er den Hahn geschlossen und den Luftstrom abgesperrt.«

»Wie wurde denn das Loch gemacht?« fragte jemand.

»Durch eine kleine Sprengladung – eine ganz kleine«, erwiderte der Kommandant. Sein Lächeln war inzwischen verschwunden, und er sah uns ernst an. »Ich habe diese Sache nicht nur aus Spaß veranstaltet. Eines Tages bekommt ihr es vielleicht mit einem wirklichen Leck zu tun, und dann werdet ihr wissen, wie ihr euch zu verhalten habt. Wie ihr gesehen habt, kann ein Loch von dieser Größe einen ganz hübschen Luftzug verursachen, und ein Raum wie dieser würde sich in einer halben Minute leeren. Aber man kann leicht damit fertig werden, wenn man schnell handelt und nicht die Nerven verliert.«

Er wandte sich an Karl Hasse, der immer in der ersten Reihe saß – wie es sich für ihn als Musterschüler ja gehörte.

»Karl, ich habe bemerkt, daß Sie der einzige waren, der sich nicht von der Stelle rührte. Warum?«

Ohne zu zögern, antwortete Karl mit seiner trockenen, pedantischen Stimme:

»Es war eine ganz einfache Schlußfolgerung von mir. Die Wahrscheinlichkeit, von einem größeren Meteor getroffen zu werden, ist unvorstellbar gering, wie Sie sagten. Die Wahrscheinlichkeit jedoch, gerade dann von einem getroffen zu werden, nachdem Sie Ihren Vortrag darüber beendet hatten – nun, die war so überaus gering, daß es nahezu unmöglich war. Deshalb wußte ich, daß keine wirkliche Gefahr bestand und daß Sie nur irgendeinen Test durchführten. Aus diesem Grunde bin ich sitzen geblieben.«

Wir alle schauten Karl an und kamen uns dabei ein wenig einfüßig vor. Er hatte natürlich recht – wie er fast immer recht hatte; aber diese Tatsache steigerte seine Beliebtheit bei uns bestimmt nicht.

Eine der aufregendsten Abwechslungen im Leben auf einer Raumstation ist die Ankunft der Postrakete von der Erde. Die großen interplanetarischen Schiffe mögen kommen und gehen – sie sind

lange nicht so wichtig wie diese kleinen grellgelben Schiffe, durch deren Vermittlung die Mannschaften der Stationen mit der Heimat in Verbindung bleiben. Radiobotschaften sind ja ganz schön, aber sie sind nicht zu vergleichen mit einem Brief, geschweige denn einem Paket von der Erde.

Das Postamt unserer Station war nur eine schmale Kammer neben einer der Luftschleusen, und gewöhnlich versammelte sich dort bereits eine kleine Menschenmenge, noch bevor die Rakete angekuppelt war. Sobald die Postsäcke an Bord kamen, wurden sie aufgerissen, und ihr Inhalt wurde in höchster Eile aussortiert. Dann löste sich die Versammlung wieder auf; jeder preßte seine Briefe eifersüchtig an sich, oder einer, der leer ausgegangen war, sagte:

»Nun ja, ich habe diesmal ohnehin nichts erwartet – «

Der Glückliche, der ein Paket erhielt, hatte gewöhnlich nicht lange Gelegenheit, sich des Inhalts allein zu erfreuen. Weltraumpost ist eine kostbare Angelegenheit, und ein Paket brachte meist einen oder zwei jener kleinen Luxusartikel, die normalerweise auf der Station nicht zu haben waren.

Ich war erstaunt, als ich gleich mit der ersten Postrakete eine ganze Menge Briefe bekam – die meisten von Leuten, die mir völlig fremd waren. Die Mehrzahl stammte von Jungens in meinem Alter, die von mir gehört oder mich vielleicht auch im Fernsehen gesehen hatten und die nun von mir etwas über das Leben in einer Raumstation erfahren wollten. Wenn ich sie alle beantwortet hätte, dann wäre bestimmt für nichts anderes mehr Zeit geblieben. Und außerdem konnte ich es mir gar nicht leisten, mich für alle Briefe auch nur kurz zu bedanken, selbst wenn ich die Zeit dazu gehabt hätte; das Porto hätte mein ganzes Bargeld verschlungen.

Ich fragte Tim um Rat. Er schaute sich ein paar der Briefe an und erwiderte dann:

»Es hört sich vielleicht zynisch an, wenn ich das sage – aber ich glaube, die meisten sind nur hinter Raumpostmarken her. Wenn du wirklich das Gefühl hast, du müßtest dich unbedingt für alle bedanken, dann warte damit, bis du wieder auf der Erde bist; das kommt viel billiger.«

Das tat ich dann später auch – aber ich glaube, eine Menge Leute werden darüber sehr enttäuscht gewesen sein.

Es war auch ein Paket von zu Hause dabei – mit Süßigkeiten und einem Brief von Mutter, in dem sie mir schrieb, ich sollte mich zum Schutz gegen die ›Weltraumkälte‹ nur immer recht warm anziehen. Von dem Brief erzählte ich den anderen natürlich nichts, aber der

übrige Inhalt des Paketes verhalf mir ein paar Tage lang zu großer Beliebtheit.

Es wird wohl nicht viele Leute auf der Erde geben, die nicht wenigstens einmal die Fernsehserie ›Dan Drummond, Weltraumdetektiv‹ gesehen haben. Die meisten haben sicherlich das eine oder das andere Mal erlebt, wie Dan Drummond interplanetarische Schmuggler oder Verbrecher aufspürte, oder sie haben seine nie endenden Kämpfe mit dem Schwarzen Jarvis verfolgt, dem teuflischsten aller Raumpiraten.

Als ich zur Station kam, stellte ich mit großer Überraschung fest, wie beliebt Dan Drummond bei der Besatzung war. Wenn die Männer gerade dienstfrei hatten – oder oft sogar nicht einmal nur dann –, waren sie immer bemüht, sich keine dieser Abenteuersonden entgehen zu lassen. Natürlich taten sie immer so, als schalteten sie die Sendung nur ein, um darüber zu lachen, aber so ganz stimmte das doch nicht. Erstens einmal war ›Dan Drummond‹ nicht halb so lächerlich wie viele der anderen Fernsehserien. In technischer Hinsicht war die Sache sogar recht gut gemacht, und die Produzenten ließen sich offensichtlich von Fachleuten beraten – selbst wenn sie diesen Rat dann nicht immer befolgten. Die Vermutung lag nahe, daß jemand von der Station bei der Abfassung der Manuskripte mithalf, obwohl das bis jetzt noch niemand beweisen konnte. Selbst Doyle war schon verdächtigt worden; es ist allerdings höchst unwahrscheinlich, daß irgend jemand es einmal wagen würde, diesen Verdacht ihm gegenüber auszusprechen.

Wir alle waren besonders an dem augenblicklich laufenden Abenteuer von Dan Drummond interessiert, weil darin eine Raumstation vorkam, die um die Venus kreiste. In dem Raubkreuzer des Schwarzen Jarvis, der ›Queen of Night‹, wurde der Treibstoff knapp, und deshalb beabsichtigten die Piraten, die Station zu überfallen und dort ihre Tanks wieder aufzufüllen; wenn sie dabei auch noch andere Beute machen und ein paar Geiseln mitnehmen könnten – um so besser. Die letzte Fortsetzung hatte damit geendet, daß der pechschwarz angestrichene Kreuzer der Piraten sich gerade der nichtsahnenden Station näherte, und wir waren alle gespannt, was nun weiter geschehen würde.

Natürlich hatte es nie so etwas wie Piratentum im Weltraum gegeben; da ja niemand – außer vielleicht einem millionenschweren Konzern – es sich leisten kann, Raumschiffe zu bauen und sie mit dem nötigen Treibstoff zu versorgen, war es rätselhaft, wie der Schwarze Jarvis eigentlich auf seine Kosten kommen sollte. Diese

Überlegungen verdarben uns jedoch in keiner Weise den Spaß an der Sendereihe, aber sie führten manchmal zu hitzigen Debatten über die Chancen, die ein Verbrecher im Weltraum haben könnte. Peter van Holberg, der den größten Teil seiner Freizeit damit verbrachte, Schmöckerhefte zu lesen und die Abenteuerserien im Fernsehen anzuschauen, war überzeugt, daß sich bestimmt etwas machen ließe, wenn man dazu nur fest entschlossen wäre. Er vergnügte sich damit, alle erdenklichen Arten von raffinierten Verbrechen zu erfinden und uns dann zu fragen, was einen Mann wohl daran hindern könnte, sie erfolgreich auszuführen. Wir hatten alle das Gefühl, daß er seinen wahren Beruf verfehlt hatte.

Das letzte Abenteuer des Schwarzen Jarvis gab Peter besonders zu denken, und er wanderte fast einen ganzen Tag herum und überlegte dabei, welchen Wert wohl der Inhalt einer Raumstation für einen interplanetarischen Desperado haben könnte. Er kam auf eine ganz hübsche Summe. Und wenn Peter seine Gedanken nicht schon immer in diese Richtung hätte schweifen lassen, dann wäre ihm sicherlich das seltsame Benehmen der ›Cygnus‹ gar nicht aufgefallen.

Außer den fahrplanmäßigen Raumkreuzern legten auch zwei oder dreimal im Monat Schiffe an der Station an, die besondere Aufträge durchzuführen hatten. Gewöhnlich waren sie mit wissenschaftlichen Forschungsaufgaben beauftragt – manchmal auch mit einer wirklich aufregenden Unternehmung wie einer Expedition zu den äußeren Planeten. Aber was es auch sein mochte, jedermann an Bord der Station wußte darüber Bescheid.

Aber über die ›Cygnus‹ konnte keiner viel sagen, außer daß sie in Lloyds Register als mittelgroßer Frachter geführt wurde und ziemlich bald aus dem Verkehr gezogen werden mußte, da sie fast fünf Jahre lang ununterbrochen im Dienst gewesen war. Sie erregte wenig Aufsehen, als sie zur Station heraufkam und in etwa fünfzehn Kilometer Entfernung vor Anker ging – ja, dieser Ausdruck wurde immer noch gebraucht. Ein solcher Abstand war größer als gewöhnlich, aber das konnte auch bedeuten, daß sie einen übervorsichtigen Piloten hatte. Und dort blieb die ›Cygnus‹ liegen. Alle Versuche, unsere Neugier zu befriedigen und herauszubekommen, was sie eigentlich vorhatte, scheiterten völlig. Die Mannschaft bestand nur aus zwei Mann; das wußten wir, weil sie in Raumanzügen herüberkamen, um sich beim Kontrolloffizier zu melden. Aber sie nannten kein Abfahrtsdatum und weigerten sich auch anzugeben, was sie vorhatten; das war zwar ungewöhnlich, aber nicht ungesetzlich.

Natürlich gab das Anlaß zu den wildesten Spekulationen. Eine

davon lief darauf hinaus, daß das Schiff heimlich von Prinz Edward gechartert worden wäre, der – wie jedermann wußte – schon seit Jahren versuchte, einmal in den Weltraum hinauszukommen. Anscheinend ließ das britische Parlament eine solche Reise nicht zu, weil die Leute glaubten, daß es für den Thronerben zu gefährlich sei, sein Leben mit einem solchen Zeitvertreib zu riskieren. Der Prinz allerdings war ein so entschlossener junger Mann, daß sich niemand sehr gewundert hätte, wenn er eines Tages in Verkleidung und als Mitglied einer Schiffsbesatzung auf dem Mars aufgetaucht wäre.

Aber Peter hatte eine viel unheimlichere Theorie. Die Ankunft eines geheimnisvollen Raumschiffs paßte wunderbar zu seinen Ideen über interplanetarische Verbrechen. Wenn man eine Raumstation ausrauben wollte, so argumentierte er, wie sonst würde man das anfangen?

Wir lachten ihn aus und wiesen darauf hin, daß die ›Cygnus‹ gerade ihr Bestes getan hätte, Verdacht zu erwecken, statt ihn von vornherein zu zerstreuen. Außerdem war sie nur ein kleines Schiff und konnte nicht viele Leute beherbergen. Offenbar bildeten die beiden Männer, die uns besucht hatten, die ganze Besatzung.

Aber Peter war mittlerweile von seinen eigenen Theorien schon so überzeugt, daß er Vernunftgründen nicht mehr zugänglich war, und da es uns Spaß machte, ließen wir ihn bei seiner Meinung und ermutigten ihn sogar noch darin. Aber wir nahmen ihn nicht ernst.

Die beiden Männer von der ›Cygnus‹ kamen mindestens einmal täglich zur Station herüber, um nach Post von der Erde zu fragen und Zeitungen und Magazine im Aufenthaltsraum zu lesen. Das war durchaus natürlich, wenn sie nichts anderes zu tun hatten, aber Peter hielt das für höchst verdächtig. Nach seiner Ansicht wollten sie nur die Station auskundschaften.

»Wahrscheinlich«, sagte jemand ironisch, »damit sie später einer mit Entermessern bewaffneten Bande von Piraten den Weg weisen können.«

Doch dann brachte uns Peter ganz unerwartet neues Beweismaterial, das uns veranlaßte, seine Gedanken etwas ernster zu nehmen. Er hatte in der Funkstation erfahren, daß unsere mysteriösen Gäste laufend Botschaften von der Erde empfangen – und zwar mit ihrem eigenen Radio auf einer Wellenlänge, die weder für offizielle noch kommerzielle Benutzung zugeteilt worden war. Sie taten damit nichts Ungesetzliches, da sie auf einem der freien Wellenbänder arbeiteten, aber es war doch wiederum ungewöhnlich. Außerdem aber

waren diese Sendungen verschlüsselt – und das war wirklich höchst ungewöhnlich.

Peter war darüber sehr aufgeregt.

»Das beweist eindeutig, daß da irgend etwas vor sich geht, was nicht geheuer ist«, sagte er herausfordernd. »Niemand, der ein reines Gewissen hat, würde sich auf diese Weise benehmen. Ich will ja gar nicht behaupten, daß es sich hier um so etwas Altmodisches wie Piratentum handelt. Aber wie wäre es mit Rauschgiftschmuggel?«

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß so ein Schmuggel ein einträgliches Geschäft sein könnte, wenn man dabei auf Rauschgiftsüchtige in den Mars- und Venuskolonien rechnet«, sagte Tim Benton milde.

»Ich habe eher an einen Schmuggel in umgekehrter Richtung gedacht«, erwiderte Peter geringschätzig. »Angenommen, jemand hat auf einem der Planeten ein neues Rauschgift entdeckt und schmuggelt es jetzt auf die Erde?«

»Diese Idee hast du aus dem vorletzten Dan-Drummond-Abenteuer«, sagte einer von den anderen. »Du weißt schon – das eine im vorigen Jahr, das in den Tiefebenen der Venus spielt.«

»Es gibt jedenfalls nur eine Möglichkeit, die Wahrheit herauszufinden«, antwortete Peter starrsinnig. »Ich werde hinübergehen und mir die Sache mal anschauen. Wer kommt mit?«

Es meldete sich niemand. Ich hätte mich ja ganz gern erboten, ihn zu begleiten, aber ich wußte von vornherein, daß er mich als Partner nicht angenommen hätte.

»Was – habt ihr alle Angst?« fragte Peter höhnisch.

»Nein, aber wir haben einfach kein Interesse«, antwortete ihm Norman. »Ich weiß Besseres mit meiner Zeit anzufangen.«

In diesem Moment griff zu unserer Überraschung Karl Hasse ein.

»Ich komme mit«, sagte er. »Mir hängt diese ganze Angelegenheit schon zum Halse heraus, und dies ist die einzige Methode, Peter endlich zum Schweigen zu bringen.«

Nach den Sicherheitsvorschriften durfte Peter eine Fahrt über eine solche Strecke nicht allein unternehmen. Wenn sich also Karl nicht gemeldet hätte, dann hätte Peter die ganze Idee aufgeben müssen.

»Wann wollt ihr es machen?« fragte Tim.

»Die beiden kommen jeden Nachmittag herüber, um ihre Post zu holen. Wenn sie beide hier an Bord sind, warten wir, bis die nächste Erdschattenperiode beginnt, und dann schlüpfen wir hinaus.«

Es handelte sich also um die fünfzig Minuten, in denen sich die

Station regelmäßig durch den Erdschatten bewegte. Während dieser Zeit war es sehr schwierig, kleinere Objekte aus einiger Entfernung zu sighten; die Chance, daß man Peter und Karl entdecken könnte, war also äußerst gering. Dafür würden sie allerdings auch Schwierigkeiten haben, die ›Cygnus‹ zu finden, da sie ja das Sternenlicht nur sehr schwach reflektieren und wahrscheinlich auf eine Entfernung von mehr als anderthalb Kilometer ganz unsichtbar sein würde. Tim Benton machte die beiden darauf aufmerksam.

»Ich werde mir einen ›Summer‹ von der Materialverwaltung ausleihen«, entgegnete Peter. »Joe Evans wird mir schon einen geben.«

Ein Summer war ein sehr kleines Radargerät – nicht viel größer als eine Taschenlampe; er wurde dazu benutzt, irgendwelche Gegenstände wieder aufzufinden, die von der Station abgetrieben waren. Der Apparat hat eine Reichweite von mehreren Kilometern für alle Objekte, die nicht kleiner als etwa ein Raumanzug sind, und ein Raumschiff konnte man damit natürlich auf noch viel größere Entfernung ausfindig machen. Man bewegt ihn hin und her, und wenn sein Radarstrahl auf ein Hindernis trifft, hört man eine Serie von Summtönen in dem Gerät. Je näher man dem Objekt kommt, das den Radarstrahl reflektiert, desto schneller folgen die Summtöne aufeinander, und mit ein wenig Erfahrung kann man auf diese Weise Entfernungen recht gut abschätzen.

Tim Benton gab schließlich widerstrebend seine Zustimmung zu diesem Abenteuer – unter der Bedingung, daß Peter in dauernder Radioverbindung bleiben und ständig genau darüber berichten sollte, was geschah.

Auf diese Weise konnte dann auch ich das ganze Unternehmen vor dem Lautsprecher in einer der Werkstätten miterleben. Es fiel mir dabei nicht schwer, mir vorzustellen, daß ich selbst jetzt da draußen in der sternübersäten Dunkelheit wäre und mich mit Peter und Karl langsam von der Station entfernte. Sie hatten vorher die ›Cygnus‹ sorgfältig anvisiert, während sie noch im Sonnenlicht sichtbar war, und noch fünf Minuten gewartet, nachdem die Station in den Erdschatten eingetreten war; dann waren sie in ihren Raumanzügen mit ganz leichtem Raketenantrieb in der anvisierten Richtung gestartet.

Sie hatten ihren Kurs so gut gezielt, daß sie den ›Summer‹ überhaupt nicht brauchten; die ›Cygnus‹ tauchte etwa in dem vorausberechneten Augenblick vor ihnen auf, und sie bremsten ihre Fahrt ab.

»Alles klar«, berichtete Peter, und ich spürte die verhaltene Erregung in seiner Stimme. »Kein Lebenszeichen festzustellen.«

»Könnt ihr durch die Bullaugen hineinsehen?« fragte Tim. Eine Weile war alles still – abgesehen von den Atemgeräuschen und hin und wieder einem metallischen Klicken der Kontrollschalter in den Raumanzügen. Dann hörten wir einen dumpfen Schlag und einen Ausruf von Peter.

»Das war ziemlich unvorsichtig«, sagte Karls Stimme. »Falls doch noch jemand da drin ist, wird er jetzt womöglich denken, die ›Cygnus‹ wäre von Asteroiden gerammt worden.«

»Ich konnte nichts dafür«, erwiderte Peter. »Mein Fuß ist auf dem Düsenkontrollpedal ausgerutscht.«

Dann hörten wir ein paar scharrende Geräusche, während er sich an dem Schiffsrumpf entlangzog.

»Ich kann nicht in die Kabine hineinschauen«, meldete er schließlich; »es ist zu finster. Aber hier ist bestimmt niemand drinnen. Ich gehe jetzt an Bord. Ist die Luft noch rein?«

»Ja«, antwortete Tim. »Unsere zwei Freunde sitzen im Aufenthaltsraum und spielen Schach. Norman hat vorhin einen Blick auf das Brett geworfen, und er meint, sie werden noch eine ganze Weile damit beschäftigt sein.« Tim lachte leise in sich hinein. Ich merkte, daß er die ganze Sache doch als einen Riesenspaß betrachtete.

»Nehmt euch vor gefährlichen Fallen in acht«, fuhr Tim spöttisch fort. »Ich bin überzeugt, daß kein wirklich erfahrener Pirat sein Schiff völlig ungesichert und unbewacht verlassen würde. Vielleicht wartet in der Luftschleuse ein Roboter mit einer Strahlenpistole auf euch!«

Selbst Peter hielt das für unwahrscheinlich, und das sagte er auch in sehr entschiedenem Ton. Wir hörten neue dumpfe Geräusche, während sich die beiden um die Schiffshülle herum zur Luftschleuse bewegten. Dann trat wieder eine längere Pause ein, während sich Peter die Kontrollschalter der Schleusentür ansah. Sie sind eigentlich auf allen Raumschiffen dieselben, und man kann die Schleuse von außen nicht versperren. Die beiden brauchten also dabei mit keinen Schwierigkeiten zu rechnen.

»Die Schleusentür öffnet sich jetzt«, berichtete Peter. »Wir gehen jetzt an Bord.«

Wieder herrschte längere Zeit Stille. Als Peter schließlich wieder sprach, klang seine Stimme viel schwächer, weil die Schiffshülle die Radiowellen bis zu einem gewissen Grade abschirmte, aber wir

konnten ihn trotzdem noch gut hören, nachdem wir den Apparat auf größere Lautstärke eingestellt hatten.

»Der Kontrollraum sieht völlig normal aus«, sagte Peter, und seine Stimme klang enttäuscht. »Jetzt wollen wir uns mal die Ladung ansehen.«

»Es ist zwar ein bißchen spät, jetzt noch so etwas zu erwähnen«, sagte Tim sarkastisch, »aber ihr seid euch doch wohl darüber klar, daß nun ihr eine Art Piratenstreich oder zumindestens etwas sehr Ähnliches begeht, nicht wahr? Vermutlich würden die Rechtsanwälte es als ›unerlaubtes Betreten eines Raumschiffes ohne Wissen und Genehmigung der Besitzer‹ bezeichnen. Weiß jemand, welche Strafe darauf steht?«

Keiner von uns hatte eine Ahnung, wenn auch einige ziemlich düster-klingende Vermutungen äußerten. Dann ertönte wieder Peters Stimme:

»Das ist wirklich dumm. Die Tür zum Laderaum ist verschlossen. Ich fürchte, wir müssen die Sache aufgeben. Die beiden werden die Schlüssel mitgenommen haben.«

»Nicht unbedingt«, hörten wir Karl antworten. »Du weißt ja, wie häufig die Leute einen Bund Ersatzschlüssel zurücklassen – für den Fall, daß sie den einen verlieren, den sie bei sich tragen. Die Reserveschlüssel verstecken sie dann gewöhnlich an einer Stelle, die ihnen vor Entdeckung sicher erscheint – aber meistens kann man das Versteck durch logisches Denken erraten.«

»Schön, Sherlock Holmes, dann überlege doch mal. Ist bei euch auf der Station noch alles klar?«

»Ja, das Schachspiel ist noch lange nicht zu Ende. Sie scheinen sich für den ganzen Nachmittag hier häuslich niedergelassen zu haben.«

Zu jedermanns größtem Erstaunen fand Karl die Schlüssel in weniger als zehn Minuten tatsächlich. Man hatte sie in einer kleinen Nische unter der Armaturentafel versteckt.

»Jetzt geht's los!« rief Peter begeistert.

»Macht um Gottes willen keine Dummheiten«, sagte Tim besorgt, der sich jetzt wünschte, er hätte seine Erlaubnis nie gegeben. »Seht euch nur kurz da drinnen um und kommt dann sofort zurück.«

Es kam keine Antwort; Peter war bereits zu sehr mit dem öffnen der Tür beschäftigt. Wir hörten ein gedämpftes Klacken, als er sie schließlich aufbekam – und dann ein leises Kratzen, als er durch die Luke hineinglitt. Er war immer noch in seinem Raumanzug, um mit uns in Radioverbindung bleiben zu können. Einen Moment später hörten wir ihn laut aufschreien:

»Karl! Schau dir das an!«

»Was soll der Unsinn?« antwortete Karl mit seiner ruhigen Stimme. »Du hast mir mit deinem Geschrei fast das Trommelfell gesprengt.«

Unsere wild durcheinander klingenden und aufgeregten Rufe, was denn eigentlich los wäre, trugen natürlich nicht zu einer Erleichterung der Verständigung bei, und es dauerte einige Zeit, bis Tim Benton wieder Ruhe und Ordnung schaffen konnte.

»Jetzt hört mal mit eurem Geschrei auf. Peter, beschreibe uns genau, was du da gefunden hast.«

Ich hörte, wie Peter schluckte und seinen Atem scharf einzog.

»Das Schiff ist voll von Gewehren!« sagte er dann heiser. »Wirklich – ich mache keine Witze. Ich kann von hier aus ungefähr zwanzig sehen. Sie sind mit Klammern an der Wand befestigt. Und sie sehen nicht aus wie irgendwelche Gewehre, die ich jemals gesehen habe. Sie haben seltsame Mündungen, und unten sind rote und grüne Zylinder daran. Ich kann mir nicht vorstellen, wofür sie – «

»Karl«, fragte Tim, »will uns Peter damit zum Narren halten?«

»Nein«, erwiderte Karl. »Es stimmt wirklich. Es fällt mir nicht leicht, das zu sagen, aber wenn es tatsächlich so etwas wie Strahlengewehre gibt, dann haben wir sie hier vor uns.«

»Was sollen wir jetzt machen?« jammerte Peter. Allem Anschein nach war er durchaus nicht allzu glücklich darüber, daß er seine Theorie auf diese Weise bestätigt fand.

»Rührt ja nichts an!« befahl Tim scharf. »Beschreibt uns genau, was ihr seht, und kommt dann unverzüglich zurück.«

Aber bevor Peter gehorchen konnte, erlebten wir alle einen zweiten und viel schlimmeren Schreck. Denn plötzlich hörten wir Karl atemlos hervorstoßen: »Was ist das?«

Einen Augenblick herrschte Schweigen; dann flüsterte eine Stimme, die ich kaum als Peters Stimme wiedererkannte:

»Da ist ein Schiff draußen. Es legt bereits an. Was sollen wir tun?«

»Macht, daß ihr fortkommt«, erwiderte Tim flüsternd – als ob das Flüstern hier einen Sinn gehabt hätte. »Schießt mit stärkstem Düsenantrieb aus der Schleuse heraus und kommt auf verschiedenen Kursen zur Station zurück! Es wird noch zehn Minuten dunkel bleiben; sie werden euch wahrscheinlich gar nicht entdecken.«

»Zu spät«, sagte Karl, immer noch bemüht, seine Fassung zu bewahren. »Sie kommen bereits an Bord. Da öffnet sich schon die Außentür der Schleuse.«



Einen Moment lang wußte keiner von uns, was er sagen sollte. Dann flüsterte Tim ins Mikrofon:

»Ihr dürft jetzt nicht die Nerven verlieren. Wenn ihr den Leuten sagt, daß ihr in Radioverbindung mit uns steht, werden sie es nicht wagen, euch anzurühren.«

Ich fand diese Ansicht ziemlich optimistisch. Immerhin waren Tims Worte sicherlich dazu geeignet, die Kampfmentalität unserer Kameraden zu festigen, die sicherlich jetzt auf ihrem Tiefpunkt angekommen war.

»Ich werde mir eins von diesen Gewehren aneignen«, rief Peter. »Ich weiß zwar nicht, wie sie funktionieren, aber vielleicht können wir ihnen damit einen Schrecken einjagen. Los, Karl, nimm dir auch eins!«

»Seid um Himmels willen vorsichtig!« sagte Tim, der jetzt wirklich sehr besorgt dreinsah. Er wandte sich an Ron Jordan:

»Ron, geh zum Kommandanten und erzähl ihm, was geschehen ist. Beeil dich. Und Sorge dafür, daß ein Teleskop auf die ›Cygnus‹ gerichtet wird, damit man sehen kann, was für ein neues Schiff da angekommen ist.«

Daran hätten wir natürlich eigentlich schon früher denken müssen, aber in der allgemeinen Aufregung war uns der Gedanke nicht gekommen.

»Jetzt sind sie in der Kontrollkabine«, berichtete Peter. »Ich kann sie sehen. Sie tragen keine Raumanzüge und haben auch keine Waffen. Das ist für uns ein Vorteil.«

Ich hatte Peter im Verdacht, daß er jetzt allmählich wieder zu hoffen anfang, doch noch den Helden spielen zu können.

»Ich gehe ihnen jetzt entgegen«, kündigte er plötzlich an. »Das ist besser, als hier drinnen zu warten, wo sie uns schließlich ja doch finden müssen. Komm, Karl.«

Wir lauschten in atemloser Spannung. Alles mögliche erwarteten wir: eine Salve von peitschenden Schüssen oder das Zischen oder Knattern aus jenen geheimnisvollen Waffen, die unsere Kameraden trugen. Aber was dann wirklich geschah – damit hatten wir nicht gerechnet.

Wir hörten Peter sagen – und ich muß es ihm hoch anrechnen, daß seine Stimme dabei ganz ruhig klang:

»Was tun Sie hier – und wer sind Sie?«

Eine Stille trat ein, die eine Ewigkeit zu dauern schien. Ich konnte mir die Szene so gut vorstellen, als wäre ich selbst dabei; Peter und Karl hatten ihre Waffen in Anschlag gebracht, und ihnen gegenüber standen diese Männer, die sich sicherlich fragten, ob sie sich ergeben oder kämpfen sollten.

Und dann – es war unglaublich – lachte plötzlich jemand auf. Aus unserem Lautsprecher drangen ein paar Worte, die wir nicht verstehen konnten, aber sie gingen in schallendem Gelächter unter. Es klang so, als ob drei oder vier Leute alle gleichzeitig aus Leibeskräften loslachten.

Wir konnten nichts tun, als zu warten, bis sich der Tumult gelegt hatte. Dann erklang aus dem Lautsprecher eine unbekannte Stimme – freundlich und immer noch belustigt.

»Schon gut, Jungens – ihr könnt die Dinger ruhig weglegen. Damit könntet ihr nicht einmal einer Maus etwas zuleide tun – es sei denn, ihr schlagt sie damit auf den Kopf. Ich nehme an, ihr seid von der Station. Nun, ich will euch sagen, wer wir sind. Wir gehören zur Panterra-Filmgesellschaft, meine Herren. Ich bin Lee Thompson, der Produktionsleiter. Und diese schreckenerregenden Waffen, die Sie da in den Händen halten, hat uns unser Requisiteur für unser neues interstellares Epos geliefert. Ich freue mich, daß sie immerhin doch jemanden von ihrer Echtheit überzeugt haben; mir sind sie bis jetzt immer ziemlich phantastisch vorgekommen.«

Offenbar war diese harmlose Lösung des Rätsels zuviel für unsere Nerven; denn plötzlich brachen wir alle in hemmungsloses Gelächter aus. Als der Kommandant schließlich bei uns ankam, dauerte es eine ganze Weile, bis einer von uns imstande war, vernünftig zu berichten, was sich ereignet hatte.

Peter und Karl aber kamen, obwohl sie sich so blamiert hatten, bei der Angelegenheit doch am besten weg. Die Filmleute nahmen sie mit hinüber auf ihr Schiff und gaben ihnen eine Menge Sachen zu essen, die normalerweise nicht auf dem Speisezettel der Station zu finden waren.

Als wir dann die genaueren Einzelheiten ergründeten, stellte sich heraus, daß das ganze Geheimnis verblüffend einfach zu erklären war. Die Panterra war im Begriff, einen wirklichen Schlager zu drehen – den ersten interstellaren und nicht nur interplanetarischen Film. Und es sollte der erste Spielfilm werden, der ausschließlich im Weltraum und ohne jegliche Atelierticks aufgenommen wurde.

Daraus erklärte sich die verdächtige Geheimniskrämerei. Sobald

die anderen Filmgesellschaften von der Sache Wind bekämen, würden sie natürlich alle sofort dasselbe versuchen; die Panterra wollte deshalb verständlicherweise vorher nichts von ihrer Absicht durchsickern lassen. Die Leute hatten eine Schiffsladung von Requisiten heraufgeschickt, und jetzt wartete man auf die Ankunft der eigentlichen Expedition mit den Kameras und der übrigen Ausrüstung. Neben den ›Strahlengewehren‹, die Peter und Karl entdeckt hatten, enthielten die Kisten im Laderaum der ›Cygnus‹ noch ein paar gespenstische vierbeinige Raumanzüge für Wesen, die auf den Planeten von Alpha Centauri leben sollten – jenem nächsten Fixstern unserer Galaxis, der von der Erde weniger als viereinhalb Lichtjahre entfernt ist. Die Panterra wollte alles in ganz großem Stil durchführen, und wir erfuhren, daß noch eine zweite Gruppe ein paar Szenen auf dem Mond drehen sollte.

Die tatsächliche Aufnahmearbeit sollte erst in zwei Tagen beginnen, wenn mit einem dritten Raumschiff die Schauspieler heraufkommen würden. Als bekannt wurde, daß der Star des Films niemand anders als Linda Lorelli war, gab es unter uns große Aufregung, wenn wir uns auch fragten, wieviel von ihrem Zauber durch einen ungefügen Raumanzug hindurch wirksam werden könnte. Ihr Partner war Tex Duncan in einer seiner üblichen Rollen als kampfharter, übermännlicher Held. Für Norman Powell war das eine aufregende Nachricht; denn er bewunderte Tex außerordentlich und hatte sogar ein Foto von ihm in seinem Spind.

Alle diese Vorbereitungen in unserer unmittelbaren Nachbarschaft waren natürlich eine willkommene Abwechslung für die Besatzung der Station, und wann immer jemand dienstfrei war, stieg er in seinen Raumanzug und flog zur ›Cygnus‹ hinüber, um zu sehen, wie die Filmtechniker mit ihrer Arbeit vorwärtskamen. Sie hatten ihre Kameras ausgeladen, die auf kleinen Raketentriebwerken montierte waren, so daß man sie im Raum frei bewegen konnte. Das zweite Raumschiff wurde durch Anbringung von Kunststoffkuppeln, Panzertürmen und Geschützattrappen so umgewandelt, daß es – jedenfalls hoffte das die Panterra – wie ein Schlachtkreuzer aus einem anderen Sonnensystem wirken würde. Tatsächlich sah es sehr gefährlich und eindrucksvoll aus.

Wir hörten gerade einen Vortrag von Kommandant Doyle, als die Filmschauspieler an Bord kamen. Plötzlich öffnete sich die Tür unseres Klassenzimmers, und eine kleine Prozession kam hereingeschwebt. Zuerst kam der Stationskommandant, darauf sein Stellvertreter – und dann Linda Lorelli. Sie trug ein etwas gequältes

Lächeln zur Schau, und man sah es ihr an, daß sie die Schwerelosigkeit als nicht gerade angenehm und attraktiv empfand. Ich dachte an die Schwierigkeiten, die ich selbst damit anfangs erlebt hatte, und konnte sie gut verstehen. Sie wurde von einer älteren Dame begleitet, die offenbar an Schwerelosigkeit gewöhnt war; sie gab Linda hin und wieder einen hilfreichen Stoß, wenn sie irgendwie hängen-zubleiben drohte.

Hinter den beiden Frauen kam Tex Duncan. Er versuchte, ohne fremde Hilfe auszukommen, aber das gelang ihm nicht sehr gut. Er war ein gutes Stück älter, als ich nach seinen Filmen angenommen hatte – wahrscheinlich mindestens fünfunddreißig. Und sein Haar war schon bedenklich gelichtet. Ich blickte zu Norman hinüber, um zu sehen, wie er auf das Erscheinen seines Helden reagierte. Er schaute ein wenig enttäuscht drein.

Offenbar hatte jedermann schon von Peters und Karls Abenteuer gehört, denn die beiden wurden Miss Lorelli vorgestellt, die sie mit freundlichem Händedruck begrüßte. Sie stellte ihnen ein paar ganz vernünftige Fragen über ihre Arbeit, schauderte vor den mathematischen Gleichungen zurück, die Kommandant Doyle an die Tafel geschrieben hatte, und lud uns dann alle auf das größte Schiff der Gesellschaft – ›Orson Welles‹ – zum Tee ein. Mir gefiel sie wirklich gut – viel besser als Tex Duncan, der sehr gelangweilt aussah.

Von diesem Zeitpunkt an suchten wir die ›Morning Star‹ nur noch selten auf – besonders, als wir herausfanden, daß wir uns einig Geld verdienen konnten, indem wir bei den Vorbereitungen zu den Aufnahmen mithalfen. Wir waren alle an den Zustand der Schwerelosigkeit gewöhnt und dadurch natürlich für die Filmleute sehr nützlich; denn wenn auch die meisten Techniker schon einmal draußen im Weltraum gewesen waren, so bewegten sie sich doch ziemlich langsam und vorsichtig. Wir dagegen konnten alle Handreichungen viel schneller und besser erledigen, nachdem man uns erst einmal erklärt hatte, was zu tun war.

Ein großer Teil des Films wurde innerhalb der ›Orson Welles‹ gedreht, die man in eine Art fliegendes Atelier verwandelt hatte. Alle Szenen, die in einem Raumschiff spielten, wurden hier vor dem passenden Hintergrund von Maschinen, Schalttafeln und ähnlichem ausgenommen. Die wirklich interessanten Stellen des Films waren jedoch die Szenen, die im Weltraum selbst gefilmt wurden.

In einer Episode mußte Tex Duncan, wie wir erfuhren, Miss Lorelli davor retten, hilflos durch den Weltraum zu treiben und in die Nähe eines Planeten zu geraten. Die Panterra hatte sich schon

immer gerühmt, daß Tex Duncan nie ein Double verwendete, sondern tatsächlich auch die gefährlichsten Kraftstücke selber vollbrachte, und so warteten wir alle mit Spannung auf diese Szene. Wir meinten, daß die Sache bestimmt sehenswert sein würde – und wie es sich herausstellte, behielten wir damit auch durchaus recht, wenn auch auf andere Art, als wir dachten.

Ich war nun schon zwei Wochen auf der Station und betrachtete mich ganz und gar als alten Hasen. Es schien mir völlig natürlich zu sein, kein Gewicht zu haben, und die Bedeutung der Worte ›oben‹ und ›unten‹ hatte ich fast vergessen. Daß man zum Beispiel Flüssigkeiten durch Röhrchen einsaugen mußte, statt sie aus Tassen oder Gläsern zu trinken – das war für mich längst nicht mehr etwas Neues, sondern gehörte zum alltäglichen Leben.

Ich glaube, nur eine Sache vermißte ich auf der Station wirklich; es war unmöglich, ein Bad zu nehmen. Ich lag zu Hause schon immer gern lange in einer Badewanne mit heißem Wasser. Auf der Station jedoch konnte man sich nur duschen, und selbst dabei mußte man sich in eine zylinderförmige Kunststoffhülle stellen, die am Hals geschlossen war, damit kein Wasser entweichen konnte. Jede größere Wassermenge ballt sich im schwerelosen Zustand zu einer Kugel zusammen, die herumschwebt, bis sie auf eine Wand trifft. Dann zerplatzt sie teilweise in kleinere Wasserkugeln, die nach allen Richtungen davonschweben, und der größte Teil breitet sich über die ganze Fläche der Wand aus.

Drüben in der Wohnstation, wo künstliche Schwerkraft herrschte, gab es dagegen wohl Bäder; man hatte sogar ein kleines Schwimmbecken eingerichtet – eine seltsame Idee unter diesen Umständen.

Die übrige Besatzung der Station hatte mich jetzt – ebenso wie die Ausbildungslehrlinge – in ihre Gemeinschaft aufgenommen, und manchmal durfte ich auch schon irgendwo bei gelegentlichen Arbeiten mithelfen. Ich versuchte soviel wie möglich über die Station in Erfahrung zu bringen, ohne dabei den Leuten mit allzu vielen Fragen auf die Nerven zu fallen, und ich hatte schon vier dicke Notizbücher mit Aufzeichnungen und Skizzen angefüllt. Wenn ich zur Erde zurückkehrte, würde ich dann imstande sein, über die Station ein ganzes Buch zu schreiben, wenn ich das wollte.

Solange ich nur mit Tim Benton oder dem Kommandanten in Verbindung blieb, durfte ich jetzt praktisch überall hingehen, wohin ich wollte. Der Ort, zu dem es mich am meisten hinzog, war das Observatorium, in dem es ein kleines, aber starkes Fernrohr gab,

mit dem ich mich beschäftigen durfte, wenn es nicht gerade für andere Zwecke gebraucht wurde.

Ich wurde es nie müde, mir die Erde anzuschauen, die dort unten wie ein riesiger Mond zunahm und abnahm. Gewöhnlich waren die Landschaften, über die wir hinwegflogen, ganz wolkenfrei, und ich hatte einen wunderbaren Ausblick. Wegen unserer schnellen Bahnbewegung drehte sich die Erde scheinbar mit einer Geschwindigkeit von rund acht Kilometer pro Sekunde unter uns von Ost nach West. In Wirklichkeit drehte sie sich natürlich von West nach Ost; weil sich aber die Bahnbewegung der Station in derselben Richtung mit einer vielfachen Geschwindigkeit vollzog, blieb die Rotation der Erde stetig hinter unserer Bewegung zurück, so daß sie sich scheinbar in entgegengesetzter Richtung drehte. Da wir jedoch achthundert Kilometer von der Erdoberfläche entfernt waren, konnte man trotzdem ein Beobachtungsobjekt eine ganze Weile im Blickfeld behalten, bevor es im Dunst des Horizontes verschwand. Mit dem Fernrohr war zu diesem Zweck eine kleine automatische Apparatur verbunden, die das Mitdrehen des Teleskops besorgte. Man brauchte also das Instrument nur auf das gewünschte Ziel einzustellen; dann folgte das Teleskop automatisch der scheinbaren Erdrotation.

Während die Station so um die Erde herumschwang, konnte ich alle hundert Minuten einen Gebietsstreifen rechts und links vom Äquator beobachten, der sich nordwärts bis nach Japan, zum Golf von Mexiko und zum Roten Meer erstreckte. Nach Süden konnte ich gerade noch Rio de Janeiro, Madagaskar und Australien sehen. Es war eine wunderbare Methode, Geographie zu lernen – wenn auch wegen der Erdkrümmung die vom Äquator weiter entfernten Länder stark verzerrt erschienen und in ihrer Form kaum noch so aussahen wie auf normalen Landkarten.

Da die Bahn der Station über den Äquator verlief, führte sie über das Stromgebiet von zweien der größten Flüsse der Erde, den Kongo und den Amazonas. Mit meinem Fernrohr konnte ich direkt in die Dschungel hinabschauen und ohne Schwierigkeiten einzelne Bäume und größere Tiere unterscheiden. Es war wirklich faszinierend, das Gebiet der großen afrikanischen Wildreservation zu beobachten, und wenn ich scharf genug suchte, konnte ich Wildtiere der vielfältigsten Arten entdecken.

Ich verbrachte auch eine Menge Zeit damit, in den Weltraum hinauszuschauen – fort von der Erde. Obwohl ich hier dem Mond und den Planeten kaum näher war als auf der Erde – denn in die-

ser Höhe hatte ich noch nicht ein Fünfhundertstel des Weges zum Mond hinter mir –, so befand ich mich doch außerhalb der Erdatmosphäre und hatte deshalb eine unendlich viel klarere Sicht. Die großen lunaren Gebirge schienen so nahe zu sein, daß man glaubte, man brauche nur die Hand auszustrecken, um mit dem Finger über ihre zerklüfteten Kämme zu streichen. An den Stellen des Mondes, wo es gerade Nacht war, konnte ich die Lichter der lunaren Kolonien sehen, die wie Sterne glitzerten. Aber der wunderbarste Anblick von allen war der Start eines Raumschiffes vom Mond. Wenn ich Gelegenheit hatte, hörte ich mir die Radiomeldungen an und notierte mir die angekündigten Abflugzeiten. Dann begab ich mich zum Fernrohr, richtete es auf den entsprechenden Teil des Mondes und wartete.

Zuerst war in meinem Fernrohr nichts als ein Kreis von Dunkelheit zu sehen. Plötzlich leuchtete dann ein kleiner Funke auf, der immer heller und heller wurde. Gleichzeitig wurde er auch größer, während die Rakete höher emporstieg und der grelle Schein aus ihren Düsen einen immer mehr anwachsenden Teil der Mondlandschaft erhellte. In diesem strahlend blau-weißen Licht konnte ich die Berge und Ebenen des Mondes genauso deutlich leuchten sehen wie bei Sonnenschein. Während die Rakete immer weiter emporstieg, wurde der Kreis des Lichtscheins größer und zugleich wieder schwächer, bis er schließlich so weit verblaßte, daß er keine Einzelheiten der Mondlandschaft mehr enthüllte. Das aufsteigende Raumschiff wurde dann ein kleiner strahlender Stern, der schnell über das dunkle Anlitz des Mondes dahinglitt. Ein paar Minuten später erlosch er dann so plötzlich, wie er entstanden war. Das Schiff war jetzt dem Schwerebereich des Mondes entkommen und war ohne Antrieb auf dem Weg zur Station. Dreißig oder vierzig Stunden später würde es dann auf unsere Bahn einschweben, und ich würde seine Besatzung sehen, die mit unbeteiligten Gesichtern zu uns an Bord kam, als wäre sie gerade mit einem Hubschrauber zur nächsten Stadt geflogen.

Ich glaube, ich schrieb während meines Aufenthaltes auf der Station mehr Briefe als während eines ganzen Jahres zu Hause. Sie waren jedoch immer alle sehr kurz und endeten mit der Nachschrift: »Bitte schickt mir den Briefumschlag für meine Sammlung nach Hause zurück!« Auf diese Weise sorgte ich dafür, daß ich einen Satz Weltraumpostmarken besitzen würde, um den mich jeder mann in meinem Distrikt beneiden würde. Ich mußte schließlich mit meiner Briefschreiberei aufhören, als mir das Geld für das Porto

ausging; immerhin waren sicherlich eine Menge entfernter Onkel und Tanten sehr erstaunt, plötzlich von mir zu hören.

Einmal wurde ich auch im Fernsehen interviewt, wobei sich der Reporter, der mich ausfragte, unten auf der Erde befand. Offenbar hatte meine Reise zur Station großes Interesse erweckt, und jeder-mann wollte wissen, wie es mir hier erging. Ich erzählte, daß ich hier eine wunderbare Zeit erlebte und daß ich noch eine ganze Weile nicht zurückkehren möchte. Es gab noch so viele Dinge zu tun und zu sehen – und außerdem kam jetzt auch die Panterra langsam auf Touren.

Während die Techniker ihre Vorbereitungen trafen, hatte Tex Duncan gelernt, wie man mit einem Raumanzug umgeht. Einer unserer Ingenieure war damit betraut worden, es ihm beizubringen, und wir erfuhren, daß er gar nicht viel von seinem Schüler hielt. Mr. Duncan war allzusehr überzeugt, daß er alles schon wüßte, und weil er ein Düsenflugzeug fliegen konnte, dachte er, es würde für ihn ein leichtes sein, mit einem Raumanzug fertig zu werden.

An dem Tage, als die Aufnahmen im Weltraum schließlich begannen, erwischte ich einen ausgezeichneten Beobachtungsplatz. Es wurde ungefähr in einer Entfernung von achtzig Kilometern von der Station gefilmt, und wir waren mit der ›Skylark‹ hinüber-gefliegen – unserer ›Privatjacht‹, wie wir sie manchmal nannten.

Die Filmleute hatten sich aus einem ziemlich merkwürdigen Grunde so weit von der Station entfernen müssen. Man hätte annehmen können, daß sie nur noch mit dem Filmen zu beginnen brauchten, nachdem sie einmal die Schauspieler und alle Ausrüstung unter großem Kostenaufwand in den Raum hinausgeschafft hatten. Aber sie fanden bald heraus, daß es doch nicht so einfach ging. Erstens einmal stimmte es mit der Beleuchtung nicht.

Wenn man sich außerhalb der Lufthülle im direkten Sonnenlicht befindet, dann ist es so, als ob ein einziger riesiger Scheinwerfer auf einen gerichtet wäre. Die der Sonne zugewandte Seite aller Objekte ist strahlend hell erleuchtet, die Schattenseite dagegen ist pechschwarz. Wenn man also einen Gegenstand im Raum betrachtet, kann man immer nur einen Teil davon wirklich sehen; man muß warten, bis er sich dreht und alle Teile beleuchtet werden, um sich ein vollkommenes Bild von ihm als Ganzes zu machen.

Mit der Zeit gewöhnt man sich natürlich daran, aber die Panterra-Leute waren der Meinung, daß die Zuschauer auf der Erde sich damit nicht zurechtfinden würden. Sie beschlossen deshalb, für eine zusätzliche Lichtquelle zu sorgen, um die Schatten auszu-

leuchten. Eine Weile spielten sie sogar mit dem Gedanken, noch ein paar besonders starke Scheinwerfer von der Erde heraufzuholen, aber die Lichtenergie, die sie gebraucht hätten, um mit der Sonne zu konkurrieren, wäre so ungeheuer gewesen, daß man diese Idee schnell wieder aufgab. Schließlich sagte irgend jemand:

»Warum können wir keine Spiegel benutzen?«

Auch dieser Vorschlag wäre vermutlich abgelehnt worden, wenn sich nicht jemand daran erinnert hätte, daß der größte Spiegel, der jemals gebaut wurde, nur ein paar Kilometer von der Station entfernt im Raum schwebte.

Die alte Sonnenkraftstation war zwar schon seit über dreißig Jahren außer Betrieb, aber ihr riesiger Reflektor war noch so gut wie neu. Man hatte ihn in der Frühzeit der Weltraumfahrt gebaut, um damit die Energieflut der Sonne anzuzapfen und sie in nutzbringende elektrische Kraft umzuwandeln. Der Hauptreflektor hatte die Gestalt einer riesigen Schüssel mit einem Durchmesser von fast neunzig Metern; er sah ungefähr aus wie der Hohlspiegel eines Suchscheinwerfers. Das einfallende Sonnenlicht wurde in dem Brennpunkt des Spiegels auf Heizspiralen konzentriert; durch sie konnte man Wasser in Dampf verwandeln und auf diese Weise schließlich Turbinen und Generatoren antreiben.

Der Spiegel selbst war ein sehr gebrechliches Gerüst von gekrümmten Trägern, die unglaublich dünne Scheiben aus metallischem Natrium zusammenhielten. Man hatte Natrium verwendet, weil es leicht war und das Licht sehr gut reflektierte. Alle diese Tausende von Spiegelfacetten sammelten das Sonnenlicht und konzentrierten die Strahlung auf eine Stelle, wo sich früher die Heizspiralen befunden hatten, als die Station noch in Betrieb war. Diese Geräte zur Dampferzeugung waren jedoch schon vor langer Zeit entfernt worden, und jetzt schwebte nur noch der große Spiegel verlassen im Raum. Niemand hatte etwas dagegen, daß die Filmleute ihn jetzt für ihre Aufnahmen verwendeten. Sie hatten um Erlaubnis dafür ersucht, und der Stationskommandant hatte ihnen gegen Zahlung einer geringfügigen Miete die Genehmigung erteilt.

Was sich dann bei der Aufnahmearbeit ereignete, war eines von jenen Geschehnissen, die nachträglich immer ganz selbstverständlich erscheinen, an die aber vorher niemand denkt.

Als wir an dem Schauplatz ankamen, waren die Kameralleute bereits an ihren Plätzen – etwa hundertfünfzig Meter vor dem Spiegel und in einiger Entfernung von dem Verbindungsstreifen zwischen dem Reflektor und der Sonne. Alles, was sich jetzt im

Bereich dieses Streifens befand, wurde von zwei Seiten beleuchtet – auf der einen Seite von der direkten Sonnenstrahlung, auf der anderen von dem Licht, das vom Spiegel im Brennpunkt gesammelt und dann wieder fächerförmig ausgestrahlt wurde. Das hört sich ein wenig kompliziert an, aber es ist wichtig, daß man die Situation genau versteht.

Die ›Orson Welles‹ schwebte hinter den Kameralen, die gerade mit einer mannsgroßen Puppe experimentierten, um die richtigen Blickwinkel für die Aufnahmen festzustellen. Anschließend würde dann Tex Duncan die Stelle der Puppe einnehmen. Die Arbeit mußte schnell vonstatten gehen, weil man die nur teilweise beleuchtete Erdsichel im Hintergrund haben wollte. Unglücklicherweise nahm die Erde wegen unserer großen Bahngeschwindigkeit so schnell zu und wieder ab, daß pro Stunde nur zehn Minuten für die Aufnahmen benutzt werden konnten.

Während die Filmtechniker noch mit diesen Vorbereitungen beschäftigt waren, begaben wir uns in den Kontrollraum der Sonnenkraftstation. Das war eine große zylinderförmige Druckkabine am Rande des großen Spiegels; mehrere Fenster gewährten einen guten Ausblick nach allen Seiten. Einige von unseren eigenen Technikern hatten die Kabine wieder bewohnbar hergerichtet und auch die Klimaanlage wieder in Ordnung gebracht – natürlich gegen eine entsprechende Gebühr. Ihre Aufgabe war es auch gewesen, den Reflektor so weit herumzudrehen, daß er die Spiegelfläche der Sonne zuwandte. Zu diesem Zweck hatten sie einige kleine Raketenantriebe am Rand des Spiegels angebracht, die dann an genau berechneten Zeitpunkten jeweils ein paar Sekunden gezündet werden mußten. Es war ein sehr schwieriges Manöver, das nur von Fachleuten durchgeführt werden konnte.

Wir waren ziemlich überrascht, Kommandant Doyle in dem karg möblierten Kontrollraum vorzufinden. Er schien ein wenig verlegen zu sein, als wir hineinkamen. Ich fragte mich verwundert, warum er daran interessiert war, sich ein wenig Extrageld zu verdienen, wenn er doch nie zur Erde hinunterkam, um das Geld auszugeben.

Während wir darauf warteten, daß die Filmleute mit der Aufnahmearbeit anfangen würden, erklärte uns Doyle, wie die Kraftstation einst funktioniert hatte und warum sie durch die Entwicklung von billigen und unkomplizierten Atomgeneratoren überflüssig geworden war. Von Zeit zu Zeit blickte ich zum Fenster hinaus, um zu sehen, wie die Kameralen mit ihren Vorbereitun-

gen vorwärtskamen. Wir hatten ein Radio auf ihre Wellenlänge eingestellt, und so hörten wir den ununterbrochenen Strom der Anweisungen, die der Regisseur von sich gab. Ich war überzeugt, daß er viel lieber in seinem Atelier auf der Erde gewesen wäre und insgeheim den Mann verfluchte, der auf diese verrückte Idee gekommen war, einen Film im Weltraum zu drehen.

Der Anblick des großen Hohlspiegels, wie ich ihn hier vom Rand aus sah, war wirklich sehr eindrucksvoll. Ein paar der Facetten fehlten, und man konnte durch die Lücken die Sterne sehen, aber im übrigen war er noch ganz intakt – und natürlich völlig unge-
trübt. Ich kam mir vor wie eine Fliege, die auf dem Rand eines großen Metalltellers herumkrabbelt. Obwohl die ganze Fläche des Spiegels mit Sonnenlicht überflutet war, erschien sie von meinem Standort aus doch dunkel. Alles Licht, das diese Metallschüssel auffing, wurde auf einen Punkt zurückgestrahlt, der vielleicht sechzig Meter vom Zentrum entfernt war. Es waren noch ein paar Stützstreben vorhanden, die bis zu diesem Brennpunkt hinausragten; einst hatten sie dort die Heizspiralen getragen, aber jetzt endeten sie im Nichts.

Endlich kam der große Augenblick. Wir sahen, wie sich die Luftschleuse der ›Orson Welles‹ öffnete und Tex Duncan herauskam. Er konnte ganz gut mit seinem Raumanzug umgehen; allerdings war ich überzeugt, daß ich es doch wesentlich besser gekonnt hätte, wenn ich ebensoviel Zeit zum Üben gehabt hätte wie er.

Die Puppe wurde weggezogen, der Regisseur rief stetig seine Anweisungen, und die Kameras begannen Tex zu folgen. In dieser Szene gab es für ihn nicht viel zu tun. Er mußte nur ein paar einfache Manöver mit seinem Raumanzug ausführen. Das war offenbar die Szene, in der er nach der Zerstörung seines Schiffes frei im Weltraum dahintreibt und nach anderen Überlebenden sucht. Natürlich würde unter ihnen auch Miss Lorelli sein, aber bis jetzt war sie noch nicht aufgetaucht. Tex hatte die Bühne – wenn man so sagen darf – ganz für sich allein.

Die Kameras filmten, bis die Erde halb im Sonnenlicht lag und einige der Kontinente erkennbar wurden. Dann hatte es keinen Sinn mehr, mit den Aufnahmen fortzufahren, denn das würde die Filmillusion zerstören. Die Szene sollte sich ja in der Nähe eines Planeten von Alpha Centauri abspielen, und es wäre natürlich völlig unmöglich, wenn die Zuschauer darauf plötzlich Neuguinea, Indien oder den Golf von Mexiko erkennen würden.

Es blieb jetzt nichts anderes zu tun übrig, als dreißig Minuten

zu warten, bis die Erde wieder als Sichel erschien. Wir hörten, wie der Regisseur die Anweisung gab, das Drehen einzustellen, und die Spannung, die alle ergriffen hatte, löste sich. Tex Duncan kündigte über das Radio an:

»Ich zünde mir jetzt eine Zigarette an; ich wollte schon immer mal in einem Raumanzug rauchen.«

Jemand hinter mir murmelte: »Jetzt gibt er wieder an; es geschähe ihm recht, wenn er davon raumkrank würde.«

Im Lautsprecher ertönten noch ein paar Anweisungen an die Kameralleute, und dann hörten wir wieder Tex Duncan:

»Noch zwanzig Minuten, sagen Sie? Ich will verdammt sein, wenn ich hier so lange untätig herumliege. Ich werde mir mal diesen prächtigen Rasierspiegel näher anschauen.«

»Also gut«, antwortete der Regisseur, der es sich vermutlich schon lange abgewöhnt hatte, Tex Duncan zu widersprechen. »Aber bitte kommen Sie rechtzeitig wieder zurück.«

Ich stand am Ausguckfenster und sah den schwachen Nebelstreifen aus Duncans Düsen, als er startete.

»Er fliegt ziemlich schnell«, sagte einer von uns. »Hoffentlich kann er rechtzeitig abbremsen. Wir wollen schließlich nicht noch mehr Löcher in unseren hübschen Spiegel bekommen.«

Dann schien plötzlich alles auf einmal zu geschehen. Ich hörte, wie Kommandant Doyle losbrüllte:

»Sagt diesem Idioten, er soll anhalten! Er soll bremsen, was das Zeug hält! Er hält genau auf den Brennpunkt zu – und dort wird er zu Asche verbrennen!«

Es dauerte ein paar Sekunden, ehe ich verstand, was er meinte. Dann erinnerte ich mich, daß alle Licht- und Hitzestrahlen, die unser Hohlspiegel sammelte, auf jener Stelle draußen vor dem Spiegel konzentriert wurden, auf die Tex Duncan in diesem Moment sorglos zusteuerte. Die Hitze an dieser Stelle war unvorstellbar groß, und doch konnte das Auge nichts wahrnehmen, was auf die Gefahr hingewiesen hätte – bis es zu spät wäre. Jenseits des Brennpunktes breitete sich das Strahlenbündel wieder aus und wurde harmlos. Aber dort, wo sich einst die Heizspiralen befunden hatten – in jener Lücke zwischen den hinausragenden Trägerstreben – würde die Strahlenkonzentration jedes Metall in Sekunden zerschmelzen. Und Tex Duncan hielt genau auf diese Lücke zu! Wenn er sie erreichte, würde sein Leben ebenso schnell erlöschen wie das einer Motte in der Flamme eines Schweißbrenners.



Irgend jemand schrie etwas über das Radio, um Duncan zu warnen. Ich fragte mich nur, ob er auch kaltblütigen Verstand gering hätte, um das Richtige zu tun. Ebensogut mochte er in eine Panik geraten und sich hilflos zu drehen beginnen, ohne seinen Kurs zu ändern.

Der Kommandant schien das gleiche gedacht zu haben, denn plötzlich schrie er:

»Festhalten – alle! Ich kippe den Spiegel!«

Ich packte den nächsten Haltegriff. Mit einem einzigen Ruck seiner mächtigen Arme stieß sich Doyle zu der provisorischen Schalttafel hin, die dicht bei einem Beobachtungsfenster montiert war. Er blickte zu der schnell herantreibenden Gestalt hinaus und berechnete blitzschnell im Kopfe die notwendigen Maßnahmen. Dann glitten seine Finger rasch über die Schaltknöpfe der Triebwerkkontrolle.

Neunzig Meter entfernt – drüben am gegenüberliegenden Rand des Spiegels – sah ich die ersten Düsenflammen aufzucken. Ein Beben durchlief das gebrechliche Rahmengerüst des Spiegels, das in keiner Weise dafür gebaut war, eine so plötzliche Antriebsbeschleunigung auszuhalten. Und trotzdem schien es sich noch viel zu langsam zu drehen. Endlich sah ich, wie sich die Sonne scheinbar seitwärts bewegte. Der Spiegel war nicht mehr direkt gegen sie gerichtet, und der unsichtbare Feuerkegel öffnete sich jetzt harmlos nach einer anderen Richtung des Raumes. Wie nahe die Glut an Tex Duncan vorbeistrich, konnten wir nicht wissen, aber Duncan erzählte später, daß in einem Sekundenbruchteil eine flammende Lichtexplosion an ihm vorbeigezogen wäre, so daß er minutenlang nichts mehr sehen konnte.

Die Steuerdüsen brannten aus, und mit einem Seufzer der Erleichterung ließ ich meinen Handgriff los. Die Beschleunigung war zwar nur schwach gewesen; denn diese kleinen Treibsätze hatten nicht genug Kraft, um eine wirklich heftige Wirkung zu erzielen, aber trotzdem war sie doch zu stark für den Spiegel, der für eine solche Beanspruchung nicht gebaut war. Einige der Spiegelfacetten hatten sich losgerissen und trieben jetzt langsam im Raum. Und die ganze Kraftstation drehte sich nun. Man würde ziemlich lange mit Gegenstößen manövrieren müssen, um die Bewegung wieder zum Stillstand zu bringen, in die der Kommandant den Spiegel versetzt

hatte. Sonne, Erde und Sterne drehten sich langsam um uns herum, und ich mußte sekundenlang die Augen schließen, ehe ich mich wieder orientieren konnte.

Als ich sie wieder öffnete, sprach gerade der Kommandant heftig mit den Leuten der ›Orson Welles‹ und erklärte ihnen, was geschehen war – und er sagte ihnen auch ungehemmt seine Meinung über Mr. Duncan. Für diesen Tag waren die Dreharbeiten zu Ende – und es dauerte eine ganze Weile, bis irgend jemand von der Station Tex Duncan wieder zu sehen bekam.

Bald nach diesem Zwischenfall packten unsere Besucher ihre Siebensachen und zogen weiter in den Raum hinaus – zu unserer großen Enttäuschung natürlich. Die Tatsache, daß wir uns die Hälfte der Zeit immer in Dunkelheit befanden, während die Station durch den Erdschatten zog, erschwerte die Arbeit der Filmleute doch zu sehr. Offenbar hatten sie das vorher nie bedacht. Als wir wieder von ihnen hörten, waren sie etwa sechzehntausend Kilometer weit draußen im Raum – auf einer schrägen Umlaufbahn, auf der sie sich ständig im Sonnenlicht befanden.

Wir bedauerten das sehr; denn sie hatten uns viel unterhaltsame Abwechslung verschafft, und wir hätten auch so gern einmal die berühmten Strahlengewehre in Tätigkeit gesehen. Wie wir später hörten, landeten die Filmleute nach Beendigung ihrer Arbeit alle wieder wohlbehalten auf der Erde – aber danach warteten wir vergeblich, daß der Film endlich herauskommen würde.

Jenes Ereignis bedeutete das Ende von Normans Heldenverehrung. Das Bild von Tex Duncan verschwand aus seinem Spind, um nie wieder aufzutauchen.

Auf meinen Streifzügen durch die Station hatte ich nun inzwischen fast alle Abteilungen besucht, zu denen der Zutritt nicht ausdrücklich verboten war. Das verbotene Gebiet umschloß die Kraftzentrale, die ohnehin radioaktiv war und von niemandem betreten wurde, die Materialverwaltung – und den Hauptkontrollraum. Das war ein Ort, den ich brennend gern einmal aufgesucht hätte; dort war das ›Gehirn‹ der Station, von dem aus die Radioverbindung zu allen Schiffen in diesem Raumsektor und natürlich auch mit der Erde aufrechterhalten wurde. Solange jedoch nicht alle davon überzeugt waren, daß ich vertrauenswürdig wäre und niemandem lästig fallen würde, bestand freilich keine Aussicht für mich, jemals dort Zutritt zu bekommen. Aber ich war entschlossen, es eines Tages doch zu schaffen – und endlich kam die langerwartete Gelegenheit.

Zu den Aufgaben der jüngeren Ausbildungslehrlinge gehörte es, den Offizier vom Dienst und seine Gehilfen in der Mitte ihrer Wache mit Kaffee und Erfrischungen zu versorgen. Das geschah immer, wenn die Station über den Meridian von Greenwich zog. Da wir genau hundert Minuten brauchten, um die Erde einmal zu umkreisen, war das Leben auf der Station auf diese Zeiteinheit abgestimmt, und unsere Uhren waren so eingestellt, daß sie eine örtliche ›Stunde‹ von dieser Länge anzeigten. Nach einer Weile lernte man es, die Zeit einfach danach abzuschätzen, indem man zur Erde hinunterblickte und feststellte, welcher Kontinent sich gerade unter der Station befand.

Der Kaffee wurde wie alle anderen Getränke in geschlossenen Behältern mit dem Spitznamen ›Milchflaschen‹ aufbewahrt, und man mußte ihn trinken, indem man ihn durch Kunststoffröhrchen herausaugte, da man ihn ja infolge der Schwerelosigkeit nicht ausgießen konnte. Die Erfrischungen wurden in einem kleinen Rahmengerüst transportiert, das verschieden große Löcher für die einzelnen Behälter enthielt, und ihre Ankunft im Hauptkontrollraum wurde von den Männern, die gerade Dienst hatten, immer mit großer Freude begrüßt – wenn sie nicht gerade eine außergewöhnliche dringende Arbeit zu erledigen hatten.

Ich mußte lange auf Tim Benton einreden, bevor er endlich einwilligte, mich einmal für diese Aufgabe einzuteilen. Ich wies darauf hin, daß dadurch die anderen für wichtigere Arbeiten frei würden – worauf er entgegnete, daß dies zufällig eine der Aufgaben sei, die sie alle brennend gern erfüllten. Aber schließlich gab er doch nach.

Er hatte mich vorher sorgfältig instruiert, und genau in dem Augenblick, als die Station über den Golf von Guinea hinwegzog, stand ich vor der Tür des Kontrollraums und läutete meine kleine Klingel; es gab eine Menge solcher merkwürdiger Gebräuche an Bord der Station.

»Herein!« rief der Offizier vom Dienst.

Ich steuerte meinen Servierrahmen durch die Tür und verteilte dann Imbiß und Getränke. Die letzte ›Milchflasche‹ gelangte in die Hände ihres Abnehmers, als wir gerade die afrikanische Küste passierten.

Sie hatten offenbar im voraus gewußt, daß diesmal ich kam, denn keiner von ihnen war darüber erstaunt, mich zu sehen. Da ich eine Weile dableiben mußte, um dann die leeren Flaschen wieder einzusammeln, hatte ich reichlich Zeit, mich in dem Kontrollraum

umzuschauen. Er war makellos sauber und kuppelförmig gestaltet. Eine breite Glasplatte zog sich ringsherum an der Wand entlang. Außer dem Offizier vom Dienst und seinem Stellvertreter waren mehrere Funker da, die vor ihren Apparaten saßen; andere Männer arbeiteten an Geräten, die mir völlig unbekannt waren. Überall sah man Skalen und Fernsehschirme, und kleine Lampen flammten auf und erloschen – aber in dem ganzen Raum war es völlig still. Die Männer, die an ihren kleinen Arbeitspulten saßen, trugen alle Kopfhörer und Kehlkopfmikrophone, so daß sich zwei Leute auf ihrer Welle unterhalten konnten, ohne die übrigen zu stören. Es war faszinierend, diesen Männern bei ihrer Arbeit zuzusehen – wie sie Raumschiffe lenkten, die Tausende von Kilometern weit entfernt waren, mit den anderen Raumstationen sprachen oder sogar mit dem Mond – und die vielen Instrumente überwachten, von denen unser aller Leben abhing.

Der Offizier vom Dienst saß vor einem riesigen, mit einer Glasplatte bedeckten Tisch, auf der ein kompliziertes Muster von farbigen Lichtern glühte. Es zeigte die Erde, die Kreisbahnen der einzelnen Stationen und die Kurse aller Schiffe in unserem Raumsektor. Von Zeit zu Zeit sagte er etwas in sein Mikrophon, wobei sich seine Lippen kaum bewegten, und ich wußte, daß jetzt irgendeine Anweisung zu einem sich nähernden Raumschiff hinausging.

Ich wagte es nicht, noch länger zu verweilen, nachdem ich meine ›Milchflaschen‹ eingesammelt hatte – aber am nächsten Tage erhielt ich eine zweite Chance. Da gerade im Moment nicht viel zu tun war, war einer der Assistenten so freundlich, mir alles zu zeigen. Er ließ mich bei einigen Radiogesprächen zuhören und erklärte mir, wie die große Schautafel funktionierte. Was mich aber am meisten beeindruckte, war der glänzende Metallzylinder in der Mitte des Raumes, der über und über mit Schaltern und blinkenden Lämpchen bedeckt war.

»Das«, sagte mein Führer stolz, »ist ABRAKUM.«

»Was?« fragte ich.

»Das ist eine Abkürzung für Automatischer Berechner für Raumschiff-Kurse und Umlaufbahnen.« Er wandte sich an den Operateur:

»Worauf ist er im Moment eingestellt?«

Der Mann gab eine Antwort, die hauptsächlich aus mathematischen Formeln bestand, aber ich schnappte dabei auch das Wort ›Venus‹ auf.

»Gut. Nehmen wir einmal an, wir möchten in vier Stunden zur

Venus starten.« Seine Finger glitten über eine Tastatur wie bei einer riesigen Schreibmaschine.

Ich erwartete, daß ABRAKUM jetzt klicken und surren würde, aber nichts dergleichen geschah; nur ein paar der Glühlampen wechselten ihre Farbe. Dann hörte man – nach ungefähr zehn Sekunden einen doppelten Summton, und ein Band glitt aus einem schmalen Schlitz heraus. Es war dicht mit Zahlen und Zeichen bedeckt.

»So – das ist alles, was man wissen muß: Richtung, Bahnelement, Flugzeit und der Zeitpunkt für den Beginn der Bremsmanöver. Was man jetzt noch braucht, ist nur ein Raumschiff.«

Ich machte mir Gedanken darüber, wie viele Hunderte oder Tausende von Berechnungen das Elektronengehirn wohl in diesen paar Sekunden durchgeführt haben mochte. Die Weltraumfahrt war wirklich eine komplizierte Angelegenheit – so kompliziert, daß ich manchmal allen Mut verlor. Aber dann sagte ich mir, daß diese Männer hier auch nicht gescheiter als ich zu sein schienen. Sie waren hochspezialisierte und gründlich ausgebildete Fachleute – das war alles. Wenn man nur hart genug arbeitete, konnte man alles meistern.

Meine Zeit auf der Inneren Station näherte sich allmählich ihrem Ende. Ich war jetzt in die wenig aufregende Routine des alltäglichen Lebens hineingeglitten; man hatte mir auch klargemacht, daß hier oben eigentlich nie etwas Aufregendes passierte und daß ich lieber auf der Erde hätte bleiben sollen, wenn ich nach Sensationen dürstete. Das war ein wenig enttäuschend für mich; denn insgeheim hatte ich doch gehofft, daß während meines Aufenthaltes auf der Station etwas Außergewöhnliches vorfallen würde, wenn ich mir auch nicht vorstellen konnte, was das sein mochte. Wie sich allerdings dann herausstellte, sollte mein Wunsch doch noch erfüllt werden – und zwar bald.

Bevor ich allerdings darauf zu sprechen komme, muß ich noch etwas über die anderen Raumstationen erzählen.

Unsere Station – nur achthundert Kilometer hoch – war der Erde am nächsten, aber es gab noch andere mit ebenso wichtigen Aufgaben, die in viel größerer Entfernung kreisten. Je weiter draußen im Raum sie ihre Bahn zogen, desto mehr Zeit brauchten sie natürlich für eine völlige Umrundung der Erde. Unser ›Tag‹ war nur hundert Minuten lang; die äußersten Stationen dagegen vollbrachten einen Umlauf in vierundzwanzig Stunden.

Die Aufgabe der Inneren Station war es, wie ich schon erklärt habe, als Tank-, Reparatur- und Umsteigestation für die abfahren

den und ankommenden Raumschiffe zu dienen. Für diese Aufgabe mußte sie der Erde so nahe wie möglich sein. Eine Umlaufbahn in näherer Entfernung wäre allerdings nicht sicher gewesen, da selbst die schwachen Luftspuren in tieferen Schichten die Station durch Reibungswiderstand allmählich abgebremst hätten und sie schließlich abgestürzt wäre.

Die Meteorologischen Stationen andererseits mußten ziemlich weit draußen kreisen, um soviel wie möglich von der Erde zu »sehen«. Es gab zwei solcher Stationen in einer Höhe von zehntausend Kilometern. Die Stationen umrundeten die Erde in ungefähr sechseinhalb Stunden. Wie bei der Inneren Station verliefen auch ihre Bahnen direkt über dem Äquator. Sie konnten die Erde viel weiter nordwärts und südwärts überblicken als wir, aber die Polarregionen blieben für sie immer noch außer Sicht oder erschienen zumindest sehr verzerrt. Aus diesem Grunde gab es noch die Meteorologische Polarstation; sie bewegte sich im Gegensatz zu allen anderen Stationen auf einer Umlaufbahn, die sie über die beiden Pole führte. Zusammen konnten die drei Stationen ein praktisch völlig zusammenhängendes Bild der Wetterlage auf der ganzen Erde erlangen.

Auch eine Menge astronomische Arbeit wurde auf diesen Stationen geleistet. Man hatte in ihrer Nähe ein paar sehr große Teleskope konstruiert, die wie die Stationen in freier Umlaufbahn dahinzogen, so daß ihr Gewicht völlig bedeutungslos war.

Jenseits der Meteorologischen Stationen kreisten in vierundzwanzigtausend Kilometer Höhe die Biologischen Laboratorien und das berühmte Weltraumhospital. Dort wurden die Wirkungen des schwerelosen Zustandes auf den menschlichen Organismus erforscht, und auch viele Krankheiten, die auf der Erde unheilbar waren, konnten dort erfolgreich behandelt werden. Zum Beispiel brauchte dort das Herz nicht so angestrengt zu arbeiten, um das Blut durch den Körper zu pumpen, und es konnte sich deshalb in einer Weise erholen, die auf der Erde unmöglich gewesen wäre.

Schließlich gab es noch weit draußen in einer Entfernung von fünfunddreißigtausendzweihundert Kilometer die drei großen Relais-Stationen. Sie brauchten für eine Erdumrundung genau einen Tag. Da sie sich ebenso wie die Innere Station über dem Äquator von West nach Ost bewegten, blieben sie immer über demselben Punkt der Erdoberfläche. Sie waren untereinander mit Richtstrahlbündeln verbunden und konnten auf diese Weise Fernsehsendungen über die ganze Welt vermitteln. Aber nicht nur die Fernsehpro-

gramme, sondern auch alle Langstrecken-Radiosendungen und Telefonferngespräche liefen über diese Relais-Kette, deren Aufbau am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts eine Revolution im Nachrichtenverkehr hervorgebracht hatte.

Eine der drei Stationen, die beide amerikanischen Kontinente bediente, befand sich über dem Längengrad 90° West; die zweite schwebte über dem Meridian 30° Ost und versorgte Europa und Afrika, und die dritte befand sich über dem Längengrad 150° Ost und betreute das ganze Gebiet des Pazifik. Es gab keinen Punkt auf der ganzen Erde, wo man nicht die eine oder andere der Stationen empfangen konnte. Und wenn man einmal seinen Empfänger in die entsprechende Richtung eingestellt hatte, bestand danach keine Notwendigkeit mehr, ihn jemals wieder neu zu richten. Sonne, Mond und Planeten mochten auf- und untergehen, aber die drei Relais-Stationen blieben relativ zur Erdoberfläche immer an derselben Stelle.

Die verschiedenen Umlaufbahnen der einzelnen Stationen waren durch einen Zubringerdienst von kleinen Raketen verbunden, aber in der Regel gab es nur wenig Verkehr zwischen den Stationen. Meistens hatten sie nur eine direkte Raumschiffsverbindung mit der Erde. Anfangs hatte ich gehofft, einige unserer Nachbarn zu besuchen, aber ein paar Nachforschungen in dieser Hinsicht zeigten mir ganz klar, daß dafür nicht die geringste Möglichkeit bestand. In einer Woche schon sollte ich nun nach Hause zurückkehren, und während dieser Zeit war in einer Zubringerrakete kein Platz für einen Passagier frei. Und selbst wenn das der Fall gewesen wäre, so würde man den Raum für viele nützliche Frachtladungen brauchen, sagte man mir.

Ich befand mich gerade in der ›Morning Star‹ und schaute Ron Jordan zu, der eben ein prächtiges Raumschiffmodell vollendete, als plötzlich ein Anruf durch das Radio ertönte. Es war Tim Benton, der drüben auf der Station Dienst hatte. Seine Stimme klang sehr aufgeregt.

»Ron, bist du es? Ist sonst jemand drüben? Was, nur Roy? Nun, das macht nichts; hör jetzt gut zu – es ist sehr wichtig.«

»Nur los«, antwortete Ron.

Wir waren beide ziemlich überrascht, denn bis jetzt hatten wir noch nie erlebt, daß Tim seine Ruhe verloren hätte.

»Wir wollen die ›Morning Star‹ in Betrieb nehmen. Ich habe dem Kommandanten versprochen, daß sie in drei Stunden flugbereit ist.«

»Was?« rief Ron atemlos. »Das glaube ich nicht!«

»Wir haben keine Zeit für lange Reden; ich erkläre euch die Sache später. Die anderen kommen gleich hinüber. Sie müssen Raumanzüge benutzen, weil ihr die ›Skylark‹ dort habt. Jetzt notiert euch alle Punkte, die ich euch ansage, und fangt sofort damit an, das Schaltwerk dementsprechend zu kontrollieren.«

Die nächsten zwanzig Minuten waren wir eifrig damit beschäftigt, das Schaltwerk zu überprüfen – jedenfalls alle Schaltanlagen, die überhaupt funktionierten. Wir konnten uns nicht vorstellen, was geschehen sein mochte, aber wir waren viel zu beschäftigt, um uns darüber den Kopf zu zerbrechen. Zum Glück kannte ich mich in der ›Morning Star‹ ziemlich gründlich aus und konnte Ron bei seiner Arbeit helfen, indem ich ihm Skalenwerte zurief und ähnliches.

Schließlich polterte es dumpf an der Luftschleuse, und drei unserer Kameraden kamen an Bord; sie schleppten Batterien und verschiedene Werkzeuge mit. Sie waren auf einem der Raketentraktoren herübergekommen, die gewöhnlich dazu verwendet werden, Raumschiffe und Material in unmittelbarer Nähe der Station zu bewegen, und sie hatten zwei große Behälter voll Treibstoff mitgebracht – genug, um die Reservetanks zu füllen. Von ihnen erfuhren wir nun, was eigentlich los war.

Es handelte sich um einen medizinischen Notfall. Ein Passagier in einem Mars-Erde-Schiff, das gerade an der Wohnstation angelegt hatte, war plötzlich gefährlich erkrankt und mußte innerhalb der nächsten zehn Stunden operiert werden. Die einzige Chance, sein Leben zu retten, bestand darin, ihn schnellstens in das Weltraumhospital zu bringen, aber unglücklicherweise war gerade kein Transportschiff dafür frei. Alle Schiffe, die im Augenblick an der Inneren Station ankerten, wurden gerade überholt, und es würde mindestens einen Tag dauern, eines von ihnen flugbereit zu machen.

Tim hatte mit dem Kommandanten gesprochen und ihn dazu überredet, es mit der ›Morning Star‹ zu versuchen. Das Schiff, so hatte er ihm erklärt, war sehr sorgfältig instand gehalten worden, und die Anforderungen bei einer Fahrt zum Raumhospital waren ja auch nicht besonders groß. Nur wenig Treibstoff würde dafür notwendig sein, und man würde nicht einmal das Haupttriebwerk einzuschalten brauchen; die Strecke konnte mit den Hilfsraketen zurückgelegt werden.

Da Kommandant Doyle keinen anderen Ausweg sah, hatte er schließlich widerstrebend zugestimmt, nachdem er allerdings ein paar Bedingungen gestellt hatte. Wir mußten zunächst die ›Morning Star‹ mit eigener Triebkraft zur Station hinüberbringen, damit

sie dort aufgetankt werden konnte – und der Kommandant wurde sie auf der Reise selbst steuern.

Während der nächsten Stunde tat ich mein Bestes, mich nützlich zu machen, um als Mitglied der Besatzung akzeptiert zu werden. Meine Aufgabe war es, alle im Schiff lose herumliegenden Gegenstände festzuzurren, die sonst vielleicht herumstürzen würden, sobald der Antrieb eingeschaltet würde. »Herumstürzen« ist vielleicht ein zu starker Ausdruck dafür, da wir nicht viel Beschleunigung einschalten würden, aber alle Objekte, die lose herumschwebten, mochten Unannehmlichkeiten bereiten und konnten sogar gefährlich werden, wenn sie an eine empfindliche Stelle gerieten,

Es war ein großer Augenblick, als Norman Powell die Motoren ausprobierte. Er gab einen kurzen Feuerstoß mit sehr geringer Schubkraft, während wir die anderen Meßskalen beobachteten, um die Anzeichen einer Gefahr rechtzeitig zu erkennen. Zur Sicherheit hatten wir alle Raumanzüge angelegt. Falls doch einer der Raketenmotoren explodieren sollte, würde uns das zwar hier oben in der Kontrollkabine keinen Schaden zufügen, aber es war leicht möglich, daß dabei die Schiffshülle ein Leck bekäme.

Alles verlief planmäßig. Die schwache Beschleunigung trieb uns langsam auf die Wand zu, die plötzlich zum Fußboden geworden war. Dann hörte das Schweregefühl auf, als der Feuerstoß zu Ende ging, und alles war wieder normal.

Nun wurden die einzelnen Skalenwerte verglichen, und schließlich sagte Norman;

»Die Motoren scheinen in Ordnung zu sein. Also fliegen wir los.«

Und so begann die »Morning Star« ihre erste Reise nach fast hundert Jahren. Es war keine besonders eindrucksvolle Fahrt, verglichen mit ihrem großen Flug zur Venus. Tatsächlich waren es nur etwa acht Kilometer vom Raumschiff-Friedhof zur Station hinüber. Trotzdem war es für uns ein aufregendes Abenteuer, denn wir alle hatten das wunderbare alte Schiff sehr gern.

Nach ungefähr fünf Minuten kamen wir bei der Inneren Station an, und Norman brachte das Schiff ein paar hundert Meter davon entfernt zum Stillstand. Es war sein erstes Kommando, und er wollte dabei lieber nichts riskieren. Die Bugsiertraktoren machten sich sofort mit uns zu schaffen; nach kurzer Zeit waren die Schleppseile angebracht, und die »Morning Star« wurde an die Station herangezogen.

In diesem Moment beschloß ich, jetzt lieber aus dem Kontroll-

raum zu verschwinden. Heckwärts hinter der Werkstatt, wo früher einmal der Laderaum der ›Morning Star‹ gewesen war, befanden sich ein paar kleinere Kammern, in denen für gewöhnlich Vorräte untergebracht wurden. Die meisten der im Schiff lose herumliegenden Ausrüstungsgegenstände waren jetzt dort verstaut und festgezurr; trotzdem war noch genug Platz vorhanden.

Ich möchte hier eines klarstellen; ich betrachtete mich nicht als ›blinden Passagier‹. Niemand hatte mir ausdrücklich gesagt, daß ich das Schiff verlassen sollte, und ich versteckte mich ja auch nicht wirklich. Wenn jemand nach hinten in die Lagerräume gekommen wäre, um etwas zu suchen, dann hätte er mich gesehen. Es kam jedoch niemand – aber das war ja nicht meine Schuld.

Die Wartezeit schien unendlich langsam zu vergehen. Ich konnte entfernte und gedämpfte Befehle hören, und nach einiger Zeit spürte ich das Pulsieren der Pumpen, die den Treibstoff in die Tanks preßten. Dann war es wieder eine lange Zeit still. Ich wußte, daß Doyle jetzt wartete, bis die Station an dem richtigen Punkt ihrer Umlaufbahn angelangt wäre, bevor er die Motoren anstellte. Ich hatte keine Ahnung, wann das der Fall sein würde, und die Spannung des Wartens war fast unerträglich.

Aber endlich brüllten die Raketen auf, und das Schweregefühl kam wieder. Ich glitt an der Wand heckwärts und landete schließlich wieder auf einem richtigen festen Boden. Ich machte versuchsweise ein paar Schritte, aber das Gefühl dabei gefiel mir gar nicht. Während der letzten zwei Wochen hatte ich mich so an die Gewichtslosigkeit gewöhnt, daß auch eine vorübergehende Rückkehr der Schwerkraft mir sehr unangenehm war.

Das Donnern der Raketen hielt ungefähr drei bis vier Minuten an, und als sie endlich schwiegen, war ich fast taub von dem Lärm, obwohl ich mir die Finger in die Ohren gesteckt hatte. Normalerweise hielt sich niemand in solcher Nähe der Raketendüsen auf, und ich war heilfroh, als die Beschleunigung endlich nachließ und das Brüllen verklang. Endlich war es wieder ganz still, wenn auch mein Kopf immer noch dröhnte und es bestimmt noch eine Weile dauern würde, bevor ich wieder richtig hören konnte. Aber das machte mir nichts aus. Jedenfalls hatte die Reise nun begonnen, und niemand konnte mich jetzt noch zurückschicken.

Ich beschloß, noch eine Weile zu warten, bevor ich zum Kontrollraum hinaufginge. Doyle würde jetzt sicherlich seinen Kurs überprüfen, und ich wollte ihn durch mein unerwartetes Auftauchen

nicht belästigen, während er damit beschäftigt war. Außerdem mußte ich mir noch eine gute Ausrede ausdenken.

Alle waren höchst überrascht, als ich mich endlich zeigte. Es herrschte vollkommenes Schweigen, während ich zur Tür hereintrieb.

»Hallo!« sagte ich. »Irgend jemand hätte mir eigentlich mitteilen können, daß wir starten würden.«

Doyle starrte mich wortlos an. Einen Moment lang wußte ich wirklich nicht, ob er wütend würde oder nicht. Schließlich sagte er:

»Was tun Sie hier an Bord?«

»Ich habe Ausrüstungsgegenstände im Lagerraum festgezurrert.«

Er drehte sich zu Norman um, der ein wenig unglücklich dreinschaute. »Stimmt das?«

»Ja, Sir. Ich hatte ihn damit beauftragt, aber ich dachte, er wäre schon längst fertig.«

Der Kommandant überlegte einen Augenblick; dann sagte er zu mir;

»Nun, wir haben jetzt keine Zeit, uns weiter damit zu befassen. Sie sind nun einmal hier, und damit müssen wir uns abfinden.«

Das war bestimmt nicht sehr schmeichelhaft, aber es hätte viel schlimmer kommen können. Und allein der Ausdruck auf Normans Gesicht war die ganze Sache wert.

Der Rest der Mannschaft der »Morning Star« bestand aus Tim Benton, der mit einem wissenden Lächeln in seinen Mundwinkeln zu mir herübersah, und Ron Jordan, der meinem Blick sorgfältig auswich. Wir hatten zwei Passagiere. Der Kranke war auf einer Bahre angeschnallt, die an einer Wand festgemacht war. Offenbar A hatte man ihm ein Betäubungsmittel eingegeben; denn er blieb während der ganzen Fahrt bewußtlos. Bei ihm war ein junger Arzt, der eigentlich nichts anderes tat, als immer wieder besorgt auf seine Uhr zu schauen und seinem Patienten von Zeit zu Zeit eine Spritze zu geben. Ich glaube nicht, daß er während des ganzen Fluges mehr als ein Dutzend Worte sagte.

Tim erzählte mir später, daß der Kranke an einer sehr gefährlichen, glücklicherweise aber sehr seltenen Art von Magenkrankheit litt, die durch die Einwirkung starker Schwerkraft oder Beschleunigung hervorgerufen wurde. Er konnte wirklich von Glück sagen, daß er es noch bis zur Raumstation geschafft hatte; denn wenn die Krisis bereits auf der zwei Monate dauernden Reise vom Mars her eingetreten wäre, dann hätte man ihn mit den beschränkten ärztlichen Mitteln eines Raumschiffes bestimmt nicht retten können.

Während die ›Morning Star‹ in einer langen Kurve aufwärts-schwebte, auf der sie nach dreieinhalb Stunden das Raumhospital erreichen würde, gab es für uns nichts weiter zu tun. Langsam blieb die Erde immer weiter hinter uns zurück. Wir waren ihr bereits nicht mehr so nahe, daß sie den halben Himmel auszufüllen schien. Schon konnten wir wesentlich mehr von ihrer Oberfläche sehen, als von der Inneren Station aus sichtbar gewesen war. Im Norden glitt das Mittelmeer in unser Blickfeld, dann tauchten Japan und Neuseeland fast gleichzeitig über den entgegengesetzten Horizonten auf.

Und immer noch fiel die Erde hinter uns zurück. Jetzt war sie schließlich eine richtige Kugel – klein genug für das Auge, um sie mit einem Blick ganz zu erfassen. Ich konnte nun die südliche Halbkugel so weit überblicken, daß die große antarktische Eiskappe gerade sichtbar war – ein leuchtend weißer Saum jenseits der Südspitze von Patagonien.

Wir befanden uns schließlich vierundzwanzigtausend Kilometer über der Erde und schwebten in die Umlaufbahn des Weltraumhospitals ein. In wenigen Sekunden würden wir die Raketen wieder einschalten müssen, um unser Flugtempo der Geschwindigkeit der Station anzugleichen. Dieses Mal würde es für mich allerdings angenehmer sein, denn der Kontrollraum war schalldicht.

Wieder kehrte das Gefühl der Schwere zurück, als die Raketen aufbrüllten. Zuerst kam ein etwas längerer Feuerstoß; dann folgte eine Serie von kurzen Korrekturen. Als das Manöver vorüber war, schnallte sich Kommandant Doyle von seinem Pilotensitz los und schwamm zur Fensterluke hinüber. Seine Instrumente zeigten ihm zwar den Standort des Schiffes viel genauer an, als es seine Augen jemals tun könnten, aber er wollte anscheinend auf die Genugtuung nicht verzichten, sich von dem Erfolg seiner Kursberechnung durch direkte Beobachtung zu überzeugen. Auch ich begab mich zu einer Ausguckluke, um hinauszuschauen.

Dort draußen vor uns im Raum schwebte ein Gebilde, das wie eine riesige, der Sonne zugewandte Kristallblume aussah. Zuerst fand ich keine Maßstäbe, um die wahre Größe dieses Bauwerks abzuschätzen oder zu ermessen, wie weit es von uns entfernt war. Dann aber sah ich hinter den durchsichtigen Wänden winzige Gestalten und im Sonnenlicht glänzende Maschinen und Apparate. Die Station hatte offenbar mindestens einen Durchmesser von hundertfünfzig Metern, und dieses ganze Material vierundzwanzigtausend Kilometer hoch von der Erde heraufzuschaffen, mußte ungeheure Kosten verursacht haben. Dann entsann ich mich jedoch, daß wohl sehr

wenig davon tatsächlich von der Erde selbst stammte. Wie die anderen Stationen war auch das Raumhospital fast ausschließlich aus Bauteilen konstruiert worden, die man auf dem Mond hergestellt hatte.

Während wir langsam näher trieben, sah ich, wie sich Leute auf den Aussichtsdecks versammelten, um unsere Ankunft zu beobachten. Zum ersten Male wurde mir so richtig klar, daß dieser Flug der ›Morning Star‹ ein außergewöhnliches Ereignis bedeutete. Alle Rundfunk- und Fernsehstationen würden darüber berichten. Dieser Flug erfüllte alle Voraussetzungen einer sensationellen Geschichte ein Wettlauf mit dem Tod und das tapfere Unternehmen eines alten, schon lange pensionierten Raumschiffes. Bei unserer Ankunft im Krankenhaus würden wir sicherlich ganz groß empfangen werden.

Die Bugsiertraktoren kamen geschäftig herausgeschossen, und die Schleppseile begannen das Schiff einzuholen. Ein paar Minuten später wurden die Luftschleusen zusammengekoppelt, und wir konnten durch den Verbindungskanal das Krankenhaus betreten. Als erster verließ der Arzt mit seinem immer noch bewußtlosen Patienten das Schiff; dann folgten wir widerstrebend, um der Menge gegenüberzutreten, die uns neugierig erwartete.

Nun, ich hätte diese Begrüßung trotzdem um alles in der Welt nicht missen mögen, und ich bin überzeugt, daß der Kommandant das Ganze ebenso genoß wie alle anderen. Die Leute nahmen uns mit überschwenglicher Begeisterung auf und behandelten uns wie Helden. Obwohl ich eigentlich überhaupt nichts zu dem Unternehmen beigetragen und nicht einmal das Recht hatte, überhaupt hier zu sein, wurde ich doch genauso wie die anderen behandelt. Man gewährte uns überall freien Zutritt, und das war für mich natürlich prächtig.

Es stellte sich heraus, daß wir zwei Tage warten mußten, bevor wir zur Inneren Station zurückkehren konnten, weil erst dann ein Raumschiff in Richtung zur Erde verfügbar sein würde. Wir hätten natürlich auch mit der ›Morning Star‹ zurückfliegen können, aber dagegen legte Doyle sein Veto ein.

»Ich habe nichts dagegen gehabt, das Schicksal einmal zu versuchen, weil es notwendig war«, sagte er, »aber ein zweites Mal werde ich das nicht tun. Bevor unser altes Schiff eine neue Reise macht, muß man es erst mal gründlich überholen und die Motoren sorgfältig überprüfen. Ich weiß nicht, ob ihr es bemerkt habt, aber die Temperatur in den Brennkammern ist während der Schlußmanöver unangenehm hoch angestiegen. Und ich habe noch ungefähr sechs

andere Verhältnisse festgestellt, die nicht so waren, wie sie sein sollten. Ich habe nicht die Absicht, zweimal in der Woche ein Held zu sein. Das zweite Mal wäre vielleicht auch das letzte Mal.«

Das war natürlich eine sehr vernünftige Haltung, aber wir waren alle ein wenig enttäuscht. Wegen dieser vorsichtigen Einstellung des Kommandanten dauerte es fast einen Monat, bis die ›Morning Star‹ wieder zu ihrem angestammten Parkplatz zurückkehren konnte – zum großen Mißvergnügen ihrer Freunde.

Krankenhäuser waren für mich einigermaßen deprimierende Aufenthaltsorte, aber dieses Hospital war ganz anders. Wenige der Patienten waren gefährlich krank, obgleich die meisten von ihnen unten auf der Erde schon längst tot oder zumindest vollkommen invalide gewesen wären, weil ihre geschwächten Herzen die Wirkung der Schwerkraft nicht mehr ausgehalten hätten. Viele von ihnen würden schließlich wieder zur Erde zurückkehren können; andere könnten später nur noch auf dem Mond oder dem Mars weiterleben, und die am schwersten Erkrankten würden ihr ganzes Leben auf der Station bleiben müssen. Es war eine Art Exil für sie, aber sie ließen sich offensichtlich dadurch nicht entmutigen. Das Hospital war ein ausgedehntes Sanatorium im ewigen Sonnenschein, und fast alles, was es auf der Erde gab, konnte man auch hier haben – außer den Dingen, deren Funktion von der Schwerkraft abhing.

Nur ungefähr die Hälfte der Station bestand jedoch aus dem Krankenhaus; die übrigen Räumlichkeiten dienten mannigfaltigen Forschungsaufgaben. Man führte uns in mehreren interessanten Rundgängen durch diese hochmodern eingerichteten Laboratorien. Und bei einer dieser Führungen geschah etwas ganz Besonderes.

Der Kommandant hatte irgendwo in der Technischen Sektion dienstlich zu tun; währenddessen hatte man uns eingeladen, die Biologische Abteilung zu besichtigen, die für uns höchst interessant sein würde, wie man uns versicherte. Man hatte uns gesagt, wir sollten uns bei einem gewissen Dr. Hawkins in ›Korridor Neun‹, ›Biologie Zwei‹, melden. Nun ist es sehr leicht, sich in einer Raumstation zu verlaufen; denn da sich alle ständigen Bewohner sehr gut auskennen, denkt kein Mensch daran, etwa Wegweiser aufzustellen. Wir fanden zwar ›Korridor Neun‹ – oder was wir dafür hielten –, aber wir konnten keine Tür mit der Aufschrift ›Biologie Zwei‹ entdecken. Dagegen fanden wir ein Schild mit der Bezeichnung ›Biophysik Zwei‹, und nach einigem Hin und Her kamen wir zu dem Schluß, daß dieser Raum wohl gemeint war. Außerdem würde ja

sicherlich jemand drinnen sein, der uns den richtigen Weg weisen könnte, falls wir doch an der falschen Stelle wären.

Tim Benton öffnete die Tür vorsichtig einen Spalt weit und steckte seinen Kopf hinein.

»Ich kann nichts erkennen«, knurrte er. »Puh, das stinkt ja hier wie in einem Fischladen im Hochsommer.«

Ich spähte über seine Schulter hinweg. Das Licht war sehr schwach, und ich konnte nur ein paar unbestimmte Formen ausmachen. Es war außerdem sehr warm und feucht in diesem Raum, und das Zischen von Wasserstrahlen ertönte von allen Seiten. Der Geruch war wirklich seltsam – ungefähr wie eine Mischung zwischen den Ausdünstungen eines Zoos und eines Gewächshauses.

»Hier sind wir bestimmt falsch«, sagte Ron Jordan voll Abscheu. »Versuchen wir es lieber woanders.«

»Einen Augenblick!« rief Norman, dessen Augen sich anscheinend schneller an die Dunkelheit gewöhnt hatten als die meinen. »Was meint ihr – da drin ist wahrhaftig ein Baum. Wenigstens sieht das Ding so aus wie ein Baum, wenn es auch ein ziemlich sonderbarer zu sein scheint.«

Er bewegte sich vorwärts, und wir schwebten ihm nach, getrieben von der gleichen Neugierde wie er. Ich sagte mir, daß meine Kameraden wahrscheinlich viele Monate lang keinen Baum oder auch nur einen Grashalm gesehen hatten, und so mußte das für sie wirklich ein Erlebnis sein.

Jetzt konnte ich auch besser sehen. Wir befanden uns in einem sehr großen Raum; überall ringsum standen Laboratoriumsgefäße und Glaskästen. Die Luft war feucht, und ich kam mir vor wie in einem tropischen Dschungel. Es gab auch überall viele Lampen, aber sie waren abgeschaltet, und wir konnten keine Schalter entdecken.

Etwa zwölf Meter vor uns stand der Baum, den Norman bemerkt hatte. Es war wirklich ein ungewöhnliches Objekt. Ein schlanker gerader Stamm ragte aus einem Metallkasten auf, an den verschiedenartige Röhren und Pumpen angeschlossen waren. Der Baum hatte keine Blätter – nur etwa ein Dutzend dünne, spitz zulaufende Zweige, die gerade herunterhingen; dadurch machte der Baum einen ziemlich trostlosen Eindruck. Er sah fast so aus wie eine Trauerweide, die man ihres Blattwerks beraubt hatte. Aus einer großen Anzahl Düsen sprühte beständig Wasser darüber, und dadurch wurde die allgemeine Luftfeuchtigkeit noch erhöht. Allmählich fiel mir das Atmen schwer.

»Er kann nicht von der Erde stammen«, sagte Tim, »und ich habe auch noch nie von etwas Ähnlichem auf dem Mars oder der Venus gehört.«

Wir waren inzwischen bis auf etwa einen Meter an das seltsame Gewächs herangetrieben, und je näher wir kamen, desto weniger gefiel mir die ganze Sache. Ich sagte das auch zu den anderen, aber Norman lachte nur.

Sein Lachen verwandelte sich jedoch plötzlich in einen Schreckensschrei. Denn plötzlich neigte sich der schlanke Stamm gegen uns, und die langen Zweige schossen wie Peitschenschnüre vorwärts. Einer ringelte sich um meinen Knöchel und ein anderer umfaßte meine Hüften. Ich war vor Schrecken wie gelähmt und brachte keinen Ton hervor. Zu spät wurde mir jetzt klar, daß dieses Ding gar kein Baum war und daß seine ›Zweige‹ in Wirklichkeit Fangarme waren.



Meine Reaktion erfolgte instinktiv und heftig. Wenn ich auch mitten in der Luft schwebte und deshalb nicht in der Lage war, irgend etwas Festes zu erreichen, konnte ich doch ziemlich wirksam um mich schlagen – und die anderen taten dasselbe. Schließlich kam ich mit dem Boden in Berührung, so daß ich mich kräftig nach oben abstoßen konnte. Die dünnen Fangarme ließen mich los, als ich zur Decke emporschoß. Es gelang mir gerade noch rechtzeitig, eine der Lichtzuleitungen zu packen und meinen Flug abzubremsen, bevor ich gegen die Decke prallte. Dann schaute ich hinunter, um zu sehen, wie es den anderen ergangen war.

Sie hatten sich ebenfalls alle befreien können. Meine Angst schwand nun allmählich, und jetzt wurde mir auch bewußt, wie schwächlich der Griff dieser klammernden Fangarme in Wirklichkeit gewesen war. Wenn wir auf festem Boden und unter der Einwirkung einer Schwerkraft gewesen wären, hätten wir uns sicherlich ohne Schwierigkeit befreien können. Selbst hier war keiner von uns verletzt worden – aber wir hatten alle einen mächtigen Schrecken davongetragen.

»Was, zum Teufel, ist das?« sagte Tim atemlos, nachdem er sich aus einer Gummischlauchleitung an der Wand befreit hatte.

Wir anderen waren noch viel zu mitgenommen, als daß wir hätten antworten können. Wir bewegten uns langsam zur Tür hin, als uns plötzlich eine Lichtflut überströmte und eine Stimme rief:

»Was ist denn das für ein Lärm hier?«

Eine Tür öffnete sich, und ein Mann in einem weißen Laboratorysmantel kam hereingetrieben. Er starrte uns einen Moment lang an und sagte dann:

»Ich hoffe, ihr habt Kunibert nicht geneckt.«

»Geneckt!« rief Norman entrüstet. »Noch nie in meinem Leben habe ich einen solchen Schrecken bekommen. Wir haben hier Dr. Hawkins gesucht und sind diesem – diesem Ungeheuer vom Mars oder sonstwoher in die Arme gelaufen.«

Der Mann lachte in sich hinein. Er stieß sich von der Tür ab und schwebte auf die jetzt wieder leblos herabhängenden Fangarme zu.

»Vorsicht!« rief Tim.

Schaudernd beobachteten wir ihn. Sobald der Mann in den Bereich der schlanken Fangarme kam, schossen sie wieder vorwärts und schlangen sich um seinen Körper. Er hob nur den rechten Arm, um sein Gesicht zu schützen; im übrigen aber machte er keine Bewegung, um sich vor dem Zugriff zu retten.

»Leider ist Kunibert nicht sehr gescheit«, sagte er. »Er meint, daß alles, was in seine Nähe kommt, Nahrung ist, und dann greift er danach. Aber wir sind für ihn nicht gerade verdaulich, und des halb läßt er einen bald wieder los – so wie jetzt.«

Die Fangarme begannen sich schon wieder zu lösen. Mit einer Bewegung, die fast verächtlich wirkte, stießen sie ihren Gefangenen von sich, der jetzt laut zu lachen anfang, als er unsere verblüfften Gesichter sah.

»Er ist auch nicht sehr stark. Es wäre ein leichtes, sich aus seiner Umarmung zu befreien, selbst wenn er einen festhalten möchte.«

»Ich halte es trotzdem nicht für angebracht, ein solches Geschöpf hier einfach so frei herumstehen zu lassen«, sagte Norman sehr förmlich. »Was für ein Tier ist es denn überhaupt?«

»Ihr werdet überrascht sein, wenn ihr das hört – aber ich will es lieber Dr. Hawkins überlassen, euch das zu erklären. Er hat mich losgeschickt, euch zu suchen, als ihr nicht ankamt. Und es tut mir leid, daß Kunibert euch so erschreckt hat. Diese Tür sollte eigentlich verschlossen sein, aber irgend jemand ist offenbar wieder einmal nachlässig gewesen.«

Ich muß sagen, daß uns dieser Vorfall nicht gerade in die beste

Stimmung versetzt hatte, um Führungen und wissenschaftliche Erklärungen richtig genießen zu können, aber trotzdem fanden wir das Biologische Laboratorium sehr interessant. Dr. Hawkins, der die Abteilung leitete, erzählte uns von den Forschungsarbeiten, die hier durchgeführt wurden, und von den erregenden Aussichten in bezug auf die Verlängerung der menschlichen Lebensspanne, die sich durch die Schwerelosigkeit eröffnet hatten.

»Unten auf der Erde«, sagte er, »müssen unsere Herzen vom Augenblick der Geburt an gegen die Schwerkraft ankämpfen. Ununterbrochen muß das Blut durch den ganzen Körper gepumpt werden – vom Kopf zu den Füßen hinab und wieder zurück. Nur wenn wir uns niederlegen, kann sich das Herz wirklich gut erholen, aber selbst bei den faulsten Leuten macht diese Ruhezeit nur etwa ein Drittel ihres Lebens aus. Hier dagegen hat das Herz überhaupt keine Arbeit gegen die Schwerkraft zu leisten.«

»Warum rast es dann nicht – etwa so wie eine Maschine, die leerläuft?« fragte Tim.

»Das ist eine gute Frage. Die Antwort darauf lautet, daß die Natur einen wunderbaren automatischen Regler eingebaut hat. Außerdem muß das Herz noch ein schönes Stück Arbeit leisten, um die Reibung in den Venen und Arterien zu überwinden. Wir wissen noch nicht genau, welchen Unterschied der Einfluß der Schwerelosigkeit für das Leben ausmachen wird, weil wir noch nicht lange genug im Weltraum sind. Aber wir glauben, daß die durchschnittliche Lebenserwartung hier draußen eigentlich durchaus über hundert Jahre betragen müßte. Vielleicht trifft das sogar auf Menschen zu, die auf dem Mond leben. Wenn wir das beweisen können, dann werden womöglich alle alten Leute von der Erde fort wollen. Aber bis jetzt ist das nur eine Vermutung. Jetzt werde ich euch etwas zeigen, was meiner Ansicht nach mindestens ebenso aufregend ist.«

Er hatte uns inzwischen in einen Raum geführt, dessen Wände fast ganz aus Glaskästen bestanden; darin wimmelte es von seltsamen Geschöpfen, die mir auf den ersten Blick völlig unbekannt vorkamen. Dann rief ich erstaunt aus:

»Das sind ja Fliegen! Aber wo kommen sie her?«

Es waren wirklich Fliegen. Nur etwas war bei ihnen nicht normal: diese Fliegen hatten eine Flügelspannweite von dreißig Zentimetern oder noch mehr.

Doktor Hawkins lachte.

»Das hat wiederum die Schwerelosigkeit vollbracht – plus ein paar besondere Hormone. Unten auf der Erde – das wißt ihr wohl

– hat das Gewicht eines Tieres einen bestimmenden Einfluß auf seine Größenentwicklung. Eine Fliege dieser Größe könnte sich unmöglich in die Luft erheben. Es ist wirklich seltsam, diese Tiere hier beim Fliegen zu beobachten; man kann die einzelnen Flügelschläge ganz leicht verfolgen.«

»Was für Fliegen sind das denn?« fragte Tim.

»Es sind Drosophila-Fruchtfliegen. Sie vermehren sich sehr schnell, und sie sind auf der Erde schon ungefähr anderthalb Jahrhunderte eingehend studiert worden. Ich kann den Stammbaum dieses Burschen hier bis etwas ins Jahr 1920 zurückverfolgen.«

Ich persönlich konnte mir aufregendere Beschäftigungen als dieses Fliegenstudium vorstellen, aber vermutlich wußten diese Biologen, was sie taten. Das Ergebnis der Versuche war jedenfalls sehr eindrucksvoll – und unangenehm. Fliegen sind für mich bestimmt keine angenehmen Geschöpfe – nicht einmal in normaler Größe.

»Jetzt will ich euch zum Kontrast etwas anderes zeigen«, sagte Dr. Hawkins und schaltete ein großes Projektionsmikroskop ein. »Dieses Tierchen hier kann man gewöhnlich gerade noch mit bloßem Auge sehen.«

Ein Lichtkreis flammte auf dem Bildschirm auf. Wir blickten in einen Wassertropfen, in dem seltsame gallertartige Klümpchen und andere winzige Lebewesen herumtrieben. Und dort, mitten im Bild, sah man ein Geschöpf, das lässig mit seinen Fangarmen wedelte –

»He«, rief Ron, »der sieht ja genauso aus wie das Wesen, das uns gefangen hat!«

»Sie haben völlig recht«, antwortete Dr. Hawkins. »Man nennt es eine Hydra; es ist ein Süßwasserpolyp, und ein ausgewachsenes Exemplar dieser Gattung wird höchstens drei Millimeter groß. Ihr seht also, daß Kunibert nicht vom Mars oder der Venus stammt, sondern von der Erde. Seine Größe derartig zu steigern, das ist bis jetzt unser ehrgeizigstes Experiment gewesen.«

»Aber warum tun Sie das?« fragte Tim.

»Nun, man kann diese Geschöpfe viel leichter studieren, wenn sie größer sind. Unser Wissen über lebende Materie ist wesentlich erweitert worden, seit wir imstande sind, so etwas zu tun. Ich muß allerdings zugeben, daß wir es bei Kunibert ein wenig übertrieben haben. Es kostet uns eine Menge Mühe, ihn am Leben zu erhalten, und wahrscheinlich werden wir nicht versuchen, diesen Rekord noch zu übertrumpfen.«

Danach führte er uns noch einmal zu Kunibert. Diesmal brannten alle Lampen; anscheinend waren wir vorhin während einer der

kurzen Perioden einer künstlichen ›Nacht‹ in das Laboratorium geraten. Obwohl wir jetzt wußten, daß dieses Geschöpf ungefährlich war, gingen wir lieber doch nicht zu nahe heran. Tim Benton jedoch ließ sich überreden, ihm ein Stück rohes Fleisch anzubieten; Kunibert ergriff es mit einem seiner schlanken Fangarme und stopfte es oben in den langen, schmalen, ›Stamm‹ hinein.

»Ich habe noch vergessen zu sagen«, erklärte Dr. Hawkins, »daß die Hydren normalerweise ihre Opfer lähmen, indem sie sie stechen. Überall an den Fangarmen befinden sich Giftkapseln, aber es ist uns gelungen, sie bei Kunibert zu neutralisieren. Sonst wäre er ebenso gefährlich wie ein Käfig voll Kobras.«

Mir lag es auf der Zunge, zu sagen, daß ich ein solches Haustier nicht gerade geschmackvoll fände, aber mir fiel noch rechtzeitig ein, daß wir schließlich hier Gäste waren.

Ein anderer Höhepunkt unseres Aufenthaltes im Raumhospital war unser Besuch in der Schwerkraftabteilung. Wie ich schon erwähnte, erzeugen manche Raumstationen eine Art künstliche Schwerkraft, indem sie langsam um ihre Achse rotieren. Hier im Krankenhaus gab es eine riesige drehbare Trommel oder Zentrifuge, womit man dieselbe Wirkung erzielen konnte. Man ließ uns einmal darin mitfahren – teilweise zum Spaß, zum Teil aber auch, um ernsthaft unsere Reaktion zu testen, wenn wir wieder die Schwerkraft spüren würden.

Dieser Apparat zur Schwereerzeugung war ein horizontaler Zylinder von etwa fünfzehn Meter Durchmesser, der mit den beiden Enden in Zapfen ruhte und durch elektrische Motoren in Drehung versetzt wurde. Wir stiegen durch eine Luke an der Seite ein und kamen in einen kleinen Raum, der uns auf der Erde wie ein völlig normales Zimmer vorgekommen wäre. An den Wänden waren Bilder befestigt, und auch eine elektrische Lampe hing von der ›Decke‹ herab. Man hatte alles getan, um für das Auge den Eindruck von ›oben‹ und ›unten‹ zu erwecken.

Wir setzten uns in die bequemen Sessel und warteten. Plötzlich spürten wir ein sanftes Vibrieren und den Eindruck einer Bewegung; der Zylinder begann sich zu drehen. Ganz allmählich ergriff mich ein Gefühl der Schwere. Es kostete mich eine Anstrengung, Arme und Beine zu bewegen; ich war wieder ein Sklave der Schwerkraft und nicht mehr länger imstande, frei wie ein Vogel durch die Lüfte zu gleiten.

Ein verborgener Lautsprecher gab uns Anweisungen.

»Wir halten jetzt die Geschwindigkeit konstant. Steht auf und läuft herum – aber seid vorsichtig.«

Ich stemmte mich aus meinem Sessel empor – und fiel fast wieder zurück, so überaus anstrengend war das.

»Puh!« rief ich. »Wieviel Gewicht haben sie denn gegeben? Ich komme mir vor, als wäre ich auf dem Jupiter!«

Der Techniker draußen hatte offenbar meine Worte gehört; denn aus dem Lautsprecher ertönte ein leises Lachen.

»Sie haben zur Zeit nur das halbe Erdgewicht. Es kommt einem trotzdem sehr beträchtlich vor, wenn man ein paar Wochen lang überhaupt kein Gewicht gehabt hat, nicht wahr?«

Das war ein Gedanke, der mich nicht sehr heiter stimmte. Wenn ich also wieder hinunter auf die Erde käme, würde ich doppelt soviel wie jetzt wiegen! Der Techniker schien meine Gedanken erraten zu haben, denn er sagte;

»Das ist kein Grund, sich Sorgen zu machen. Man gewöhnt sich schnell genug an die Schwerelosigkeit, wenn man zur Raumstation kommt; umgekehrt geht es einem genauso. Man muß nur die ersten paar Tage auf der Erde vorsichtig sein und immer daran denken, daß man nicht mehr aus einem Fenster im obersten Stockwerk herauspringen und sanft zu Boden schweben kann.«

Wenn man das ausdrückte, hörte es sich ziemlich töricht an – aber gerade an solche Kunststücke hatte ich mich während meines Aufenthaltes in der Station gewöhnt. Ich fragte mich, wieviel Weltraumfahrer sich wohl bei solchen Sprüngen den Hals brachen, wenn sie auf die Erde zurückkehrten.

In unserer Zentrifugenkammer versuchten wir jetzt alles das zu tun, was im Zustand der Schwerelosigkeit unmöglich war. Es war ein seltsames Gefühl, zu sehen, wie man eine Flüssigkeit in einem dünnen Strahl ausgießen konnte, die dann ruhig am Grunde des Glases blieb. Ich machte auch mehrmals kleine senkrechte Luftsprünge, nur um das neuartige Gefühl zu erleben, daß ich sofort und wieder an der gleichen Stelle herabfiel.

Schließlich wies man uns an, wieder in unseren Sesseln Platz zu nehmen. Die Bremsen wurden eingeschaltet, und die Zentrifuge kam zum Stillstand. Wir waren wieder gewichtslos – in unserem normalen Zustand!

Ich wünschte, wir hätten mindestens eine Woche im Raumhospital bleiben können, um die Station gründlich zu erforschen. Es gab hier alles, was man auf der Inneren Station vermißte, und meine Kameraden, die schon monatelang nicht mehr auf der Erde ge-

wesen waren, schätzten diesen Luxus noch viel mehr als ich. Es war seltsam, hier Läden und Gärten zu finden und sogar in ein Theater gehen zu können. Das war wirklich ein unvergeßliches Erlebnis. Dank der Schwerelosigkeit konnte man eine Menge Zuschauer in einem kleinen Raum unterbringen, und trotzdem hatte jeder gute Sicht zur Bühne. Der Regisseur hatte allerdings ein sehr schwieriges Problem zu lösen; denn er mußte ja irgendwie doch die Illusion einer bestehenden Schwerkraft erzeugen. Es ging schließlich nicht, daß in einem Theaterstück die Schauspieler alle in der Luft herum-schwebten. Deshalb verwendete man Schuhe mit magnetischen Sohlen, die an dem eisenhaltigen Fußboden hafteten.

Ich hatte noch einen anderen Grund, warum ich keinerlei Lust verspürte, zur Inneren Station zurückzukehren; drei Tage später würde ich den Frachter besteigen müssen, der mich zur Erde heimbringen sollte. Und wenn ich auch schon mächtiges Glück gehabt hatte, hierher zum Raumhospital zu gelangen, so gab es doch immer noch eine Menge Wunderdinge, die ich nicht gesehen hatte – zum Beispiel die Meteorologischen Stationen, die großen Sternwarten mit ihren riesigen schwebenden Teleskopen und die Relais-Stationen, die noch weiter draußen im Raum kreisten. Nun, ich mußte mich eben auf ein anderes Mal vertrösten.

Bevor die Fährkete ankam, die uns zur Inneren Station bringen sollte, erfuhren wir zu unserer Genugtuung, daß unsere Fahrt nicht vergeblich gewesen war. Unser Patient befand sich jetzt außer Gefahr und würde wahrscheinlich völlig genesen. Aber – und das gab der Sache eine ironische Note – es würde für ihn unmöglich sein, jemals zur Erde zurückzukehren. Er hatte diese vielen Millionen Kilometer vom Mars her umsonst zurückgelegt. Es blieb ihm als Trost nur übrig, durch ein Fernrohr hinunter zur Erde und auf die grünen Wälder und Wiesen hinabzuschauen, durch die er nie wieder wandern konnte. Wenn er von der Krankheit genesen wäre, würde er zum Mars mit seiner schwächeren Schwerkraft zurückkehren müssen.

Die Fährkete, die uns abholte, war von ihrer normalen Route zwischen den Meteorologischen Stationen extra für uns abgezweigt worden. Als wir an Bord gingen, diskutierte Tim Benton immer noch mit Kommandant Doyle über die ›Morning Star‹. Er sagte ziemlich sehnsüchtig, wie schade es doch sei, daß wir nicht mit unserem Privatschiff zurückfliegen konnten. Der Kommandant grinste nur.

»Warten Sie nur ab, bis Sie den Reparaturvoranschlag gesehen

haben«, erwiderte er. »Dann werden Sie vielleicht Ihre Meinung ändern. Ich möchte wetten, daß die ›Morning Star‹ zumindest eine neue Düsenverkleidung braucht. Mir ist es jedenfalls viel wohler zumute in einem Schiff, das hundert Jahre jünger ist.«

Es war das erste Mal, daß ich an Bord eines der Fährschiffe ging, die nur zwischen den Raumstationen verkehrten – wenn man nicht unsere selbstgebastelte ›Skylark‹ zu dieser Gattung rechnen will. Die Kontrollkabine war wie in einem normalen Raumschiff eingerichtet, aber von außen sah das Schiff wirklich eigenartig aus. Es war hier draußen im Weltraum gebaut worden, und natürlich hatte es weder Stromlinienform noch aerodynamische Flossen. Die Kabine war ungefähr eiförmig und durch drei freie Gerüststreben mit den Treibstofftanks und den Motoren verbunden. Der größte Teil der Fracht wurde gar nicht in das Schiff verladen, sondern in einem Netzwerk festgeschnallt, was man sinnigerweise ›Gepäckträger‹ nannte – eine Reihe von Drahtnetzen, die an Streben befestigt waren. Für solches Material, das unter normalem Luftdruck befördert werden mußte, gab es einen kleinen Frachtraum mit eigener Luftschleuse direkt hinter der Kontrollkabine. Das ganze Schiff war zweifellos ganz nach den Erfordernissen der Zweckmäßigkeit und ohne Rücksicht auf schöne Formen konstruiert worden.

Der Pilot wartete bereits auf uns, als wir an Bord kamen, und Kommandant Doyle besprach mit ihm eingehend unseren Kurs.

»Das geht ihn eigentlich gar nichts an«, flüsterte mir Norman zu, »aber der Alte ist so froh, wieder einmal draußen im Raum zu sein, daß er einfach nicht anders kann.« Ich wollte gerade sagen, daß der Kommandant meiner Ansicht nach doch immer immer draußen im Raum sei, aber dann fiel mir ein, daß sich eigentlich sein Büro in der Inneren Station in vieler Hinsicht gar nicht so sehr von irgendeinem Arbeitsraum auf der Erde unterschied.

Wir hatten noch fast eine Stunde Zeit bis zum Start; das genügte reichlich, um die letzten Überprüfungen und Berichtigungen der Schaltanlage durchzuführen, die vor einem Flug nötig waren. Ich besetzte das Andrucklager, das der Beobachtungsluke am nächsten lag, damit ich auf das Hospital zurückblicken konnte, wenn wir aus seiner Bahn ausscheren und erdwärts absinken würden. Man konnte sich nur schwer vorstellen, daß diese große Blüte aus Glas und Kunststoff, die hier so ruhig im Raum zu schweben schien, während ihre Krankenzimmer, Laboratorien und Aussichtsdecks vom Sonnenlicht überflutet wurden, in Wirklichkeit mit einer Geschwindigkeit von zwölftausendachthundert Kilometern pro Stunde um die

Erde jagte. Während ich auf unseren Start wartete, dachte ich daran, wie oft ich meiner Mutter zu erklären versucht hatte, wieso sich eine Raumstation überhaupt auf ihrer Kreisbahn um die Erde hält. Wie viele andere Leute konnte sie einfach nicht begreifen, warum sie denn nicht ›herunterfiel‹.

»Hör mal zu, Mutter«, hatte ich gesagt, »die Stationen bewegen sich mächtig schnell in einem großen Kreis um die Erde. Und wenn sich irgend etwas so schnell bewegt, dann entsteht eine Zentrifugalkraft. Es ist genauso, wie wenn du einen Stein herumwirbelst, der an einer Schnur befestigt ist.«

»Ich wirble nie Steine an einer Schnur herum«, hatte meine Mutter darauf geantwortet, »und ich hoffe, du tust das auch nicht – zumindest nicht hier in der Wohnung.«

»Das war doch nur ein Beispiel«, hatte ich erwidert. »Es ist das Beispiel, das man uns immer in der Schule erzählt. Ebenso wie der Stein wegen der Schnur nicht wegfliegen kann, durch die er festgehalten wird, kann auch eine Raumstation der Erde nicht entinnen, weil die Gravitationskraft sie anzieht. Sobald sie aber einmal die richtige Geschwindigkeit erreicht und dadurch eine Zentrifugalkraft entwickelt hat, die den Sog der Gravitationskraft gerade ausgleicht, dann bleibt sie praktisch für ewig da oben auf ihrer Bahn, ohne dazu noch irgendwelche Antriebsenergie zu brauchen. Ihr Tempo kann nicht langsamer werden, weil es dort oben keinen Luftwiderstand gibt, der sie abbremsen könnte. Natürlich muß die Bahngeschwindigkeit jeweils sehr genau berechnet werden. Nahe der Erde, wo die Anziehungskraft noch sehr stark wirkt, muß eine Station sich sehr schnell bewegen, wenn sie oben bleiben will. Es ist so, wie wenn du den Stein an eine kurze Schnur bindest; du mußt ihn dann viel schneller herumwirbeln, als wenn er an einer langen Schnur befestigt ist. Weit draußen, wo die Gravitationskraft schon schwächer wirkt, können sich die Stationen langsamer bewegen.«

»Ich hatte mir schon so was Ähnliches gedacht«, hatte meine Mutter damals gesagt. »Aber was mir Sorge macht, ist folgendes. Nehmen wir an, eine der Stationen verliert nun doch ein wenig an Geschwindigkeit. Würde sie dann nicht herunterstürzen? Die ganze Sache scheint mir sehr gefährlich zu sein – so ähnlich wie ein Balanceakt. Wenn irgend etwas dabei schiefgeht – «

Damals hatte ich die richtige Antwort darauf noch nicht gewußt und konnte nur erwidern:

»Nun, der Mond fällt ja auch nicht herunter, und er bewegt sich doch genauso wie eine Raumstation.«

Erst auf der Inneren Station erfuhr ich dann die richtige Antwort auf eine solche Frage, obwohl ich eigentlich auch selber hätte daraufkommen können. Wenn sich die Geschwindigkeit einer Raumstation wirklich ein wenig verringerte, dann würde sie einfach in eine etwas erdnähere Bahn fallen; dabei würde sie durch die stärkere Erdanziehung ein wenig beschleunigt werden, erneut eine größere Eigengeschwindigkeit erreichen und damit auch eine stärkere Zentrifugalkraft entwickeln, bis sich schließlich die beiden Kräfte wieder ausgleichen. Dabei würde die Umlaufbahn nicht mehr genau ein Kreis, sondern eine kreisähnliche Ellipse werden, wie es ja bei dem Umlauf aller Planeten um die Sonne der Fall ist. Erst dann, wenn die Station so nahe an die Erde herankäme, daß die dichteren Atmosphärenschichten ihrem Flug immer stärkeren Widerstand entgegensetzen würden, könnte es gefährlich werden. Aber um einen solchen Geschwindigkeitsverlust zu bewirken, wäre schon eine sehr beträchtliche Bremskraft notwendig, und das konnte unmöglich durch einen Zufall oder Unglücksfall geschehen. Im übrigen verfügt jede Raumstation auch über ein Raketentriebwerk, durch das man geringere Geschwindigkeitsverluste jederzeit wieder ausgleichen konnte.

Jetzt blickte ich auf die Uhr; noch dreißig Minuten. Seltsam – warum fühlte ich mich plötzlich so schläfrig? Ich hatte doch in der vorigen Nacht ausgiebig geschlafen. Vielleicht war die Aufregung doch ein bißchen zuviel für mich gewesen. Nun, dann mach es dir eben ein bißchen bequem, dachte ich. Bis wir die Innere Station in vier Stunden erreichen, ist für mich ohnehin nichts zu tun. Oder sind es vier Tage? Ich konnte mich wirklich nicht mehr recht erinnern, aber es erschien mir auch gar nicht so wichtig. Nichts war mehr wichtig – nicht einmal die Tatsache, daß alles um mich herum in einem rosa Nebel verschwamm...

Dann hörte ich Doyle laut rufen. Seine Stimme klang wie von weither, und wenn ich auch ahnte, daß seine Worte irgendeine Bedeutung haben mußten, so konnte ich ihren Sinn doch nicht mehr enträtseln. Sie tönten immer noch schwach in meinen Ohren nach, als ich endgültig in Bewußtlosigkeit versank:

» Sauerstoffalarm!«



Es war einer jener seltsamen Träume, in denen man zwar weiß, daß man träumt, aber doch nichts dagegen tun kann. Alles, was ich in den letzten Wochen erlebt hatte, zog wild durcheinander vor meinen Augen vorbei. Dazwischen kamen blitzschnell vorüberhuschende Erinnerungen an noch viel weiter zurückliegende Erlebnisse. Manchmal waren die Situationen nicht nur unwirklich, sondern völlig verkehrt. Ich befand mich unten auf der Erde, aber ich war gewichtslos und schwebte wie eine Wolke über Täler und Hügel. Dann wieder war ich in der Inneren Station, aber ich mußte bei jeder Bewegung gegen die Schwerkraft ankämpfen.

Meine Geschichte endete in einem Alptraum. Ich war dabei, meinen Weg durch die Innere Station abzukürzen, indem ich mich einer zwar verbotenen, aber trotzdem allgemein angewandten Methode bediente, die mir Norman Powell erklärt hatte. Der zentrale Teil der Station ist mit den Räumen an der Peripherie des »Schwungrades«, in denen normaler Luftdruck herrscht, durch Ventilationsrohre verbunden, die weit genug sind, daß ein Mann sich darin bequem fortbewegen kann. Die Luft strömt mit ziemlicher Geschwindigkeit durch diese Röhren, und an bestimmten Stellen kann man in sie hineingelangen und wird von dem Luftstrom davongetrieben. Es ist ein aufregendes Erlebnis, und man muß sich gut auskennen, sonst kann es einem passieren, daß man an dem gewünschten Ausgang vorbeigetragen wird und dann mühsam gegen den Luftstrom ankämpfen muß, um den Weg zurück zu finden. Nun, in meinem Traum trieb ich jedenfalls in dieser Luftströmung dahin und hatte mich verirrt. In einiger Entfernung vor mir konnte ich die großen Schaufeln des Ventilators sehen, der mich unwiderstehlich auf sich zu sog. Und das Schutzgitter davor war entfernt! In ein paar Sekunden würde ich von den Schaufeln in Stücke zerschnitten werden wie ein Stück Räucherspeck...

»Es ist schon wieder alles in Ordnung mit ihm«, hörte ich plötzlich jemanden sagen. »Er war nur eine Minute bewußtlos. Gib ihm noch einmal eine Dosis Sauerstoff!«

Ein Strahl kalter Luft strich über mein Gesicht, und ich versuchte, meinen Kopf abzuwenden. Dann öffnete ich die Augen und wußte wieder, wo ich war.

»Was ist geschehen?« fragte ich – immer noch ziemlich betäubt.

Tim Benton saß neben mir; er hielt einen Sauerstoff Zylinder in der Hand.

»Wir wissen es noch nicht genau«, sagte er, »aber jetzt ist alles wieder in Ordnung. Ein Umschaltventil in der Luftversorgungsanlage muß sich verklemmt haben, als ein Sauerstofftank leer war und die Zufuhr aus dem nächsten automatisch eingeschaltet wurde. Du bist der einzige gewesen, der bewußtlos wurde. Wir haben die Panne behoben, indem wir einfach ein paarmal mit einem Hammer gegen den Sauerstoff Verteiler geklopft haben. Das ist zwar keine sehr sanfte Methode, aber sie hat meistens Erfolg. Natürlich muß die Anlage gründlich untersucht werden, wenn wir angelangt sind, und jemand wird auch herausfinden müssen, warum der Alarm versagt hat.«

Ich war immer noch ziemlich benommen, und ich schämte mich auch ein wenig, daß ich bewußtlos geworden war, obwohl ich ja wirklich nichts dafür konnte. Und schließlich hatte ich ja auch gerade durch mein Versinken in Ohnmacht die anderen gewarnt – wie eine Art menschliches Versuchskaninchen.

»Kommt so etwas eigentlich öfter vor?« fragte ich.

»Sehr selten«, antwortete Norman Powell – mit einem ausnahmsweise ernsten Gesicht. »Aber in einem Raumschiff gibt es so viele Apparate, daß man immer auf der Hut sein muß. In hundert Jahren ist es den Menschen immer noch nicht gelungen, alle Gefahren des Raumfluges völlig zu beseitigen. Das eine oder andere geht immer wieder mal schief.«

»Rede nicht so düster«, sagte Tim. »Was diese Reise betrifft, so haben wir jedenfalls unseren Anteil an Pech nun hinter uns. Von jetzt ab wird alles glattgehen.«

Wie sich schließlich herausstellte, war diese Behauptung so ungerechtfertigt wie nur möglich, und ich bin überzeugt, daß die anderen ihn später immer wieder höhnisch daran erinnert haben.

Wir waren jetzt mehrere Kilometer vom Hospital abgetrieben und weit genug von ihm entfernt, daß unser Raketenausstoß der Station keinen Schaden mehr zufügen konnte. Der Pilot hatte die Steuerung auf den Kurs eingestellt und wartete nur auf den genau vorausberechneten Augenblick, um das Triebwerk einzuschalten. Alle anderen hatten sich auf ihren Andrucklagern niedergelassen. Die Beschleunigung würde zwar viel zu gering sein, um uns etwas auszumachen, aber wir durften dem Piloten beim Start nicht im Wege sein, und es gab nirgendwo Platz, wo wir uns sonst aufhalten konnten.

Die Raketen dröhnten fast zwei Minuten lang. Am Ende dieser Zeit war die Hospitalstation nur noch ein winziges glitzerndes

Spielzeug im Himmelsraum, das schon mindestens vierzig oder fünfzig Kilometer hinter uns schwebte. Wenn der Pilot seine Aufgabe richtig erfüllt hatte, dann fielen wir jetzt in einer langen Kurve zur Inneren Station hinunter. Es gab jetzt nichts mehr für uns zu tun, als die nächsten dreieinhalb Stunden vergehen zu lassen, während die Erde immer größer und größer wurde, bis sie schließlich wieder fast den halben Himmel ausfüllen würde.

Während des Fluges zur Hospitalstation hatten wir wegen des Patienten nicht viel reden können; jetzt aber hielt uns nichts davon ab. In unserer kleinen Gesellschaft herrschte eine merkwürdig erregte freudige Hochstimmung – fast eine gewisse Leichtfertigkeit. Wenn ich mir die Mühe gemacht hätte, ein wenig darüber nachzudenken, wäre mir wahrscheinlich aufgefallen, daß unser Lachen und unsere Scherze seltsam übertrieben klangen. Aber an diesem Zeitpunkt erschien mir das alles ganz natürlich.

Selbst der Kommandant ging ein bißchen mehr aus sich heraus als sonst; das soll jedoch nicht heißen, daß er jemals wirklich streng, verschlossen und abweisend war. Man mußte sich nur erst an seine Art gewöhnen. Aber er sprach doch nie über sich selbst, und zu Hause auf der Inneren Station wäre keiner auch nur auf die Idee gekommen, ihn darum zu bitten, daß er von der ersten Merkur-expedition erzählte, an der er teilgenommen hatte. Und wenn ihn wirklich jemand darum gebeten hätte, dann wäre er bestimmt nicht darauf eingegangen. Jetzt aber tat er es. Er knurrte zwar erst ein wenig abweisend, aber nicht ernsthaft und auch nicht sehr lange. Und dann begann er seine Erzählung.

»Nun, wo soll ich anfangen«, sagte er sinnend. »Über die Reise selbst gibt es nicht viel zu berichten; sie war wie jeder andere Raumflug auch. Niemand war zwar bisher so weit zur Sonne vorgedrungen, aber die äußere Spiegelverkleidung unseres Schiffsrumpfes funktionierte ausgezeichnet und bewahrte uns vor einem zu großen Temperaturanstieg im Inneren, indem sie achtzig Prozent der Sonnenstrahlung wieder zurückwarf.

Wir hatten Anweisung, nur dann eine Landung zu versuchen, wenn sie absolut gefahrlos erschien. So steuerten wir in etwa tausendsechshundert Kilometer Höhe über der Merkuroberfläche in eine Umlaufbahn um den Planeten und begannen erst einmal eine sorgfältige Beobachtung.

Ihr wißt natürlich, daß der Merkur der Sonne immer dieselbe Seite zuwendet, so daß es dort nicht Tag und Nacht gibt wie auf der Erde. Die eine Seite befindet sich immer in Dunkelheit, und die

andere ist ewig in strahlendes Licht getaucht. Allerdings gibt es eine schmale ›Dämmerzone‹ zwischen den beiden Hemisphären, wo die Temperaturunterschiede nicht allzu extrem sind. Wir hatten die Absicht, irgendwo in diesem Gebiet eine Landung zu versuchen, falls sich eine gute Stelle dafür finden ließe.

Unsere erste Überraschung erlebten wir, als wir uns die Tagseite des Planeten ansahen. Irgendwie hatte sich jedermann immer vorgestellt, daß sie so ähnlich wie eine Mondlandschaft aussehen würde

- mit zerklüfteten Kratern und steilen Gebirgsketten. Aber sie sah ganz anders aus. Auf dieser der Sonne zugewandten Seite des Merkur gibt es keine hohen Berge, nur ein paar flache Hügel und weite Ebenen, in denen lange Risse klaffen. Als wir darüber ein wenig nachdachten, war der Grund dafür augenfällig. Die Temperatur dort in dieser ewigen Sonnenbestrahlung beträgt mehr als dreihundertsiebzig Grad Celsius. Diese Hitze ist zwar viel zu gering, um Felsgestein zum Schmelzen zu bringen, aber sie genügt, um es zu erweichen, und die Schwerkraft hatte dann das übrige getan. Im Lauf von Jahrmillionen sind alle Berge, die jemals auf dem Merkur existiert haben mögen, langsam in sich zusammengesunken

- so wie ein Klumpen Pech an einem heißen Tag allmählich zerfließt. Nur am Rande der Nachtseite, wo die Temperaturen viel niedriger sind, gab es richtige Berge.

Unsere zweite Überraschung war die Entdeckung, daß es in diesem glühenden Inferno Seen und Teiche gab. Natürlich waren es keine Seen von Wasser, sondern von geschmolzenem Metall. Da es bis jetzt noch niemand fertiggebracht hat, bis zu ihnen vorzudringen, wissen wir immer noch nicht, was für Metalle das sind – vermutlich aber Blei und Zinn mit ein paar anderen Beimischungen – Seen aus Lötmasse tatsächlich. Eines Tages könnten sie recht wertvoll für uns werden, wenn wir erst eine Methode entdecken, sie anzuzapfen.«

Der Kommandant nickte gedankenvoll und fuhr dann fort:

»Wie ihr euch denken könnt, waren wir nicht begierig darauf, irgendwo mitten auf der Tagseite zu landen. Nachdem wir deshalb eine fotografische Landkarte der Tagseite vollendet hatten, flogen wir also zur Nachtseite hinüber, um sie zu erforschen.

Zu diesem Zweck mußten wir sie mit Leuchtbomben erhellen. Wir gingen so weit herunter, wie wir es wagen konnten; dann warfen wir eine Leuchtbombe nach der anderen und machten unsere Aufnahmen. Die Bomben hatten natürlich die gleiche Geschwindigkeit wie wir und folgten uns, bis sie ausgebrannt waren.

Es war ein seltsames Erlebnis, wenn man bedenkt, daß wir jetzt ein Land in Licht tauchten, das noch nie die Sonne gesehen hatte – ein Land, das vielleicht in Jahrmillionen nur vom Licht der Sterne bestrahlt worden war. Falls es dort unten Leben gab – und das erschien uns höchst unwahrscheinlich –, so müssen diese Wesen eine ziemliche Überraschung erlebt haben. Das war jedenfalls mein erster Gedanke, als ich beobachtete, wie unsere Leuchtbomben das Land mit ihrem grellen Schein überströmten. Dann sagte ich mir jedoch, daß irgendwelche Geschöpfe der Nachtseite sicherlich vollkommen blind sein würden – wie die Fische in den Tiefen unserer Ozeane. Aber diese Überlegungen waren natürlich reine Phantasie. Nichts, aber auch gar nichts Lebendiges konnte in dieser ewigen Finsternis bei Temperaturen von fast zweihundertvierzig Grad unter Null existieren, dachten wir damals. Heute wissen wir das natürlich besser.« Er lächelte.

»Es verging fast eine Woche, ehe wir schließlich eine Landung riskierten, und bis dahin hatten wir die Oberfläche des Planeten ziemlich genau kartographisch erfaßt. Die Nachtseite und ein großer Teil des Dämmerzonengürtels waren ziemlich gebirgig, aber es gab noch genug flache Gebiete, die einigermaßen einladend für eine Landung aussahen. Schließlich entschieden wir uns für eine weite, ebene Talsenke am Rand der Tagseite.

Der Merkur hat eine dünne Atmosphäre, aber sie ist natürlich bei weitem nicht dicht genug, daß Flügel oder Fallschirme darin wirksam werden könnten. Wir mußten also landen, indem wir unseren Flug mit Hilfe von Raketen abbremsen, so wie wir es auf dem Mond tun. Wie oft man eine solche Landung auch durchführt, es bleibt immer eine aufregende Sache – besonders auf einer neuen, unbekannten Welt, wo man nie völlig sicher sein kann, ob das, was wie Felsboden aussieht, auch wirklich festes Gestein ist.

Nun, es war wirklich Felsgestein – nicht eine von diesen trügerischen Staubbünen, wie man sie auf dem Mond findet. Das Landegestell federte den Aufprall so gut ab, daß wir ihn in unserer Kabine kaum bemerkten. Dann schaltete sich das Triebwerk automatisch aus, und wir waren angelangt – die ersten Menschen auf dem Merkur und wahrscheinlich die ersten Lebewesen überhaupt, die jemals diesen Planeten betraten.

Ich habe schon gesagt, daß wir am Rand der Tagseite gelandet waren. Das bedeutete, daß die Sonne als eine riesige, grellglänzende Scheibe direkt auf dem Horizont ruhte. Es war ein unheimliches Gefühl, sie dort so zu sehen, als wäre sie an dieser bestimmten

Stelle unverrückbar festgemacht. Es war eine Sonne, die nie auf- und unterging, wenn sie hier auch infolge der ziemlich exzentrischen Ellipsenbahn des Merkur langsam am Horizont auf und ab schwebte. Aber sie versank nie unter den Horizont, und ich hatte immer das Gefühl, es wäre spät am Nachmittag, und die Nacht würde bald hereinbrechen. Man konnte sich schwer vorstellen, daß die Begriffe ›Tag‹ und ›Nacht‹ hier ihre Bedeutung völlig verloren hatten.

Eine neue Welt erforschen – das hört sich ziemlich aufregend an, und das ist es wohl auch. Aber es bedeutet auch harte Arbeit, die überdies sehr gefährlich ist, besonders auf einem Planeten wie dem Merkur. Zuerst mußten wir dafür sorgen, daß sich das Schiff nicht überhitzte. Für diesen Zweck hatten wir Schutzplanen mitgebracht - ›Sonnensegel‹ nannten wir sie. Sie sahen etwas ungewöhnlich aus, aber sie erfüllten ihren Zweck vollkommen. Für uns selbst hatten wir ein paar tragbare Schutzplanen, die wie kleine Zelte aussahen; sie hatten die Aufgabe, uns gegen die Sonne zu schützen, wenn wir uns längere Zeit im Freien aufhielten. Sie bestanden aus weißem Nylongewebe und reflektierten den größten Teil der Sonnenstrahlung, aber sie ließen doch so viel davon durch, daß wir genug Wärme und Licht erhielten.

Einige Wochen verbrachten wir damit, Erkundungsvorstöße auf der Tagseite zu machen, wobei wir uns bis zweiunddreißig Kilometer weit von unserem Schiff entfernten. Das hört sich nicht sehr weit an, aber es ist eine ganz beträchtliche Entfernung, wenn man einen Raumanzug tragen und alle Vorräte mit sich schleppen muß. Wir sammelten Hunderte von Gesteinsproben und registrierten Tausende von Meßwerten mit Hilfe unser Instrumente. Alle Ergebnisse wurden sofort mit Richtstrahler zurück zur Erde gefunkt. Es war unmöglich, weit genug in die Tagseite vorzudringen, um die Metallseen zu erreichen, die wir von oben her gesehen hatten. Der nächste war fast dreizehnhundert Kilometer entfernt, und wir hatten nicht genug Treibstoff, um mit unserem Schiff von einer Stelle des Planeten zur anderen zu fliegen. Außerdem wäre es auch viel zu gefährlich gewesen, wenn wir uns mit unserer damals noch unerprobten Ausrüstung in diesen Schmelzofen hineingewagt hätten.«

Der Kommandant hielt inne und blickte in den Weltraum hinaus, als könnte er jenseits unserer kleinen Kabine die flammenden Glutwüsten jener fernen Welt sehen.

»Ja«, fuhr er dann fort, »der Merkur ist schon eine starke Her-

ausforderung für den Menschen. Mit Kälte können wir leicht fertig werden, aber eine solche Hitze bedeutet ein viel schwierigeres Problem. Vielleicht sollte gerade ich das nicht sagen, denn es war die Kälte, die mich erwischt hat, und nicht die Hitze.

Das einzige, was wir auf dem Merkur niemals zu finden erwarteten, war irgendeine Art Leben, obwohl uns die Erforschung des Mondes hätte eines Besseren belehren sollen. Dort hatte auch niemand damit gerechnet. Und wenn mich jemand gefragt hätte: ›Falls es tatsächlich Leben auf dem Merkur gäbe – wo würden Sie es zu finden hoffen?‹, dann hätte ich geantwortet: ›Natürlich in der Dämmerzone!‹ Und damit hätte ich wiederum unrecht gehabt.

Obwohl keiner von uns sehr darauf erpicht war, beschlossen wir, uns doch wenigstens einmal auch die Nachtseite etwas näher anzusehen. Wir mußten den Standort des Schiffes um ungefähr zweihundert Kilometer verlegen und landeten auf einem niedrigen Hügel, der nur ein paar Kilometer von einer interessant aussehenden Gebirgskette entfernt lag. Wir verbrachten eine unruhige Zeit von vierundzwanzig Stunden, bis wir völlig sicher waren, daß es ungefährlich war, dort zu bleiben. Das Felsgestein, auf dem unser Schiff ruhte, hatte eine Temperatur von rund zweihundertzehn Grad unter Null, aber unsere Heizung wurde mit dieser Kälte durchaus fertig. Selbst ohne sie sank die Temperatur im Schiff nur langsam, weil ringsum beinahe ein völliges Vakuum herrschte, und außerdem strahlten die silberglänzenden Wände des Schiffes fast alle Wärme wieder zurück, die wir durch Ausstrahlung verlieren konnten. Wir befanden uns gewissermaßen in einer riesigen Thermosflasche.

Aber schließlich konnten wir nicht viel Neues erfahren, wenn wir im Schiff blieben. Wir mußten also unsere Raumanzüge anlegen und uns ins Freie hinauswagen. Die Anzüge, die wir benutzten, waren auf dem Mond gründlich erprobt worden – während der lunaren Nacht, in der es ja fast ebenso kalt ist wie auf der Nachtseite des Merkur. Aber kein Test kann jemals die praktische Erprobung im Ernstfall ersetzen. Deshalb gingen wir zu dritt hinaus. Falls ein Mann in Gefahr geraten sollte, konnten ihn die beiden anderen zum Schiff zurückschleppen – so hofften wir jedenfalls.

Ich war bei der ersten Gruppe. Eine halbe Stunde lang erkundeten wir die nähere Umgebung des Schiffes und berichteten dabei ständig durch Funk über unsere Eindrücke. Es war nicht so dunkel, wie wir erwartet hatten – dank der Venus. Unglaublich strahlend hell schwebte sie dort oben vor dem Hintergrund der Sterne, und

in ihrem Licht warfen die Felsen sogar deutlich sichtbare Schatten. Sie leuchtete tatsächlich so hell, daß man sie ohne Augenschutz nicht länger als ein paar Sekunden direkt ansehen konnte, und als wir dann unsere StrahlungsfILTER benutzten, um den scharfen Glanz abzumildern, konnten wir deutlich die kleine Scheibe des Planeten erkennen.

Auch die Erde und der Mond waren zu sehen; sie bildeten ein schönes Doppelgestirn gerade über dem Horizont. Auch sie gewährten uns eine ganze Menge Licht, so daß wir uns nie in vollkommener Finsternis befanden. Aber weder die Venus noch die Erde spendeten diesem froststarrten Land auch nur die geringste Wärme.

Wir konnten unser Schiff nicht aus den Augen verlieren; denn erstens war es das am höchsten aufragende Objekt im Umkreis von mehreren Kilometern, und außerdem hatten wir oben an seiner Spitze einen grellstrahlenden Scheinwerfer angebracht. Mit einiger Mühe brachen wir ein paar kleine Gesteinsproben los, die wir dann bei der Rückkehr zum Schiff mitnahmen. Sobald wir sie in die Luftschleuse hineinbrachten, geschah etwas ganz Außergewöhnliches. Sie bedeckten sich sofort mit Reif, und einige Tropfen Flüssigkeit bildeten sich darauf, die auf den Boden fielen und wieder verdunsteten. Es war die Luft im Schiff, die sich auf den ungeheuer kalten Gesteinsbrocken niederschlug. Wir mußten eine halbe Stunde warten, bis die Steine warm genug geworden waren, daß man sie mit bloßen Händen anfassen konnte.

Sobald wir überzeugt waren, daß unsere Schutzanzüge der extremen Kälte der Nachtseite standhielten, machten wir längere Ausflüge, wenn wir uns auch nie weiter als zwei Stunden Weges vom Schiff entfernten. Bis zu den Bergen waren wir bis jetzt noch nicht gelangt; sie lagen gerade außerhalb unserer Reichweite. Ich verbrachte eine ganze Menge Zeit damit, sie durch unser Elektronenteleskop im Schiff genau zu durchforschen; die Beleuchtung war hell genug, um das zu ermöglichen.

Und eines Tages sah ich, wie sich dort drüben etwas bewegte. Ich war so erstaunt, daß ich einen Moment lang wie gelähmt vor dem Teleskop saß und durch das Okular starrte. Dann war ich immerhin so geistesgegenwärtig, die Filmkamera einzuschalten.

Ihr habt diesen Film sicher schon irgendwann einmal gesehen. Er ist natürlich nicht besonders gut, weil das Licht so schwach war. Aber man erkennt darauf den Gebirgswall mit einer Art Geröllhalde im Vordergrund – und etwas Großes, Weißes, das sich zwi-

schen den Felsblöcken bewegt. Als ich dieses Wesen zum ersten Male erblickte, sah es aus wie ein Gespenst, und ich will offen gestehen, daß es mir einen Schrecken einjagte. Dann aber verdrängte das erregende Gefühl der Entdeckung jede andere Gefühlsregung, und ich konzentrierte mich ganz auf die Beobachtung.

Es gab nicht viel zu sehen, aber ich erhielt doch den allgemeinen Eindruck eines ungefähr kugelförmigen Körpers mit mindestens vier Beinen. Dann verschwand das Geschöpf und tauchte nicht wieder auf.

Natürlich ließen wir jetzt alle andere Arbeit liegen und hielten einen Kriegsrat ab. Es war ein Glück für mich, daß ich den Film aufgenommen hatte; denn sonst würde jedermann behauptet haben, ich hätte nur geträumt. Wir waren uns alle einig, daß wir unbedingt versuchen mußten, näher an das Geschöpf heranzukommen; dabei erhob sich natürlich die Frage, ob es vielleicht gefährlich wäre.

Wir hatten keinerlei Waffen mit, nur eine Leuchtpistole, die für Signalzwecke gedacht war. Wenn sie auch sonst nicht viel nützen könnte, so würde sie doch sicherlich jedem Tier, das uns angriff, einen Schrecken einjagen. Als wir dann zu dritt das Schiff verließen, hatte ich die Pistole, und meine beiden Gefährten – Borell, der Navigator, und Glynne, der Radioingenieur – führten jeder eine kurze Eisenstange mit. Wir nahmen auch Kameras und Blitzlichtlampen mit – in der Hoffnung, ein paar wirklich gute Bilder aufnehmen zu können. Wir waren der Meinung, daß es für diese Expedition gerade richtig wäre, zu dritt loszugehen. Weniger mitzunehmen wäre allzu leichtsinnig gewesen, und mehr – nun, wenn das Geschöpf wirklich gefährlich wäre, dann würde es die Sache nur verschlimmern, wenn die ganze Mannschaft auszöge.

Es waren achtzehn Kilometer bis zu den Bergen, und wir brauchten ungefähr zweieinhalb Stunden, um sie zu erreichen. Vom Schiff aus verfolgte und korrigierte man unseren Marsch durch Radio; außerdem saß ein Beobachter am Teleskop, der unsere nähere Umgebung absuchte, um uns warnen zu können, falls das Wesen überraschend auftauchen sollte. Ich glaube nicht, daß wir das Gefühl einer Gefahr hatten; dafür waren wir alle viel zu aufgeregt. Und wir konnten uns auch nicht vorstellen, was für einen Schaden irgendein Tier uns im Panzer unserer Schutzanzüge zufügen könnte, solange unsere Helme nicht beschädigt wurden. Die schwache Schwere, durch die unsere Körperkraft vervielfältigt erschien, erhöhte noch unser Selbstvertrauen.

Schließlich erreichten wir die Geröllhalde, und dort machten wir eine seltsame Entdeckung. Irgendein Wesen hatte hier große Steine aufgesammelt und sie zerschmettert; die Bruchstücke lagen in Haufen herum. Es war schwer zu begreifen, was das bedeutete, falls wir nicht annahmen, daß jenes Geschöpf seine Nahrung unter diesen Felsbrocken fand.

Ich sammelte ein paar Gesteinsproben für eine spätere Untersuchung ein, während Glynne die Steinhaufen fotografierte und dem Schiff über die Entdeckung berichtete. Dann begannen wir das Gebiet zu durchsuchen, wobei wir aber immer dicht zusammenblieben, um einer auftauchenden Gefahr wirksamer begegnen zu können. Die Geröllhalde war etwa anderthalb Kilometer breit. Es sah so aus, als ob die ganze Bergwand an dieser Stelle zusammengebrochen und heruntergerutscht wäre. Wir fragten uns, was diesen Einsturz verursacht haben könnte; denn es gab hier keinerlei Wettereinwirkung. Da das Gestein nicht verwitterte, konnten wir auch nicht abschätzen, wann sich dieser Bergrutsch ereignet hatte. Es mochte von einer Million oder auch einer Milliarde Jahren geschehen sein.

Stellt euch vor, wie wir drei da durch das Gewirr von Gesteins-trümmern kletterten, während Erde und Venus wie zwei strahlende Leuchtfeuer über uns glänzten und die Lichter unseres Schiffes drüben am Horizont beruhigend leuchteten. Inzwischen war ich zu dem Schluß gekommen, daß dieses Merkurwesen eine Art Gesteinsfresser sein mußte – schon allein deshalb, weil es auf diesem trostlosen Planeten offenbar keine andere Nahrung gab. Ich wünschte mir, ich hätte genug über Mineralien gewußt, um entscheiden zu können, um was für eine Substanz es sich hier handelte.

Dann hörte ich plötzlich Glynnnes aufgeregtes Rufen in meinen Kopfhörern. «

»Dort ist es!« schrie er. »Dort drüben bei der Klippe!«

Einen Augenblick lang standen wir einfach reglos da und starrten hinüber. Zum ersten Male erblickte ich ein Merkurwesen genauer. Es sah eher wie eine riesige Spinne aus – oder vielleicht wie eine von jenen Krabben mit langen dünnen Beinen. Sein Rumpf war kugelförmig; es hatte einen Durchmesser von etwa einem Meter und war von silbrigweißer Farbe. Zuerst dachten wir, das Geschöpf hätte vier Beine, aber später entdeckten wir, daß es tatsächlich acht waren; vier Reservebeine waren eng an den Körper gepreßt. Sie wurden dann benutzt, wenn die unglaubliche Kälte des Felsbodens durch die isolierende Hornmasse, aus der die Füße oder Hufe be-

standen, zu weit emporkroch. Wenn ein Merkurwesen also ›kalte Füße‹ bekam, dann setzte es einfach die Reservebeine ein und zog die anderen an.

Es hatte außerdem noch zwei armartige Gliedmaßen, mit denen es im Augenblick geschäftig zwischen den Felsen herumsuchte. Sie endeten in hornigen Klauen oder Zangen, die nicht ungefährlich aussahen. Einen richtigen Kopf hatte das Geschöpf nicht, nur eine kleine Beule oben auf seinem kugelförmigen Körper. Später entdeckten wir, daß diese Ausbuchtung vier Augen beherbergte – zwei große, die im schwachen Sternenlicht der Nachtseite gebraucht wurden, und zwei kleine für Ausflüge in die heller erleuchtete Dämmerzone, in der die empfindlichen großen Augen fest verschlossen blieben.

Wir beobachteten fasziniert, wie sich die plumpe Kreatur zwischen den Felsen hin und her bewegte. Ab und zu hielt das Geschöpf an, hob einen Felsbrocken auf und zermalmte ihn mit diesen sehr wirkungsvoll aussehenden Klauen. Dann zuckte aus dem Rumpf etwas heraus, was vielleicht eine Zunge sein mochte – viel zu schnell, als daß man es richtig hätte sehen können –, und das Gesteinspulver wurde aufgeschleckt und verschlungen.

»Was für ein Material mag das sein?« fragte Borell. »Es scheint ein ziemlich weiches Gestein zu sein. Ob es wohl eine Art Kreide ist?«

»Kaum«, erwiderte ich. »Die Farbe ist anders, und Kreideformationen bilden sich nur auf dem Grunde von Meeren. Auf dem Merkur aber hat es nie freies Wasser gegeben.«

»Versuchen wir doch mal, näher heranzukommen«, sagte Glynne. »Von hier aus kann ich keine gute Aufnahme machen. Das Biest sieht zwar einigermaßen scheußlich aus, aber ich glaube nicht, daß es uns gefährlich werden könnte. Wahrscheinlich wird es eiligst davonlaufen, sobald es uns erblickt.«

Ich packte die Leuchtpistole fester und sagte:

»Also gut – gehen wir los. Aber bewegt euch langsam und bleibt sofort stehen, sobald uns das Geschöpf entdeckt.«

Wir konnten uns bis auf dreißig Meter nähern, bevor das Wesen Notiz von uns nahm. Dann drehte es sich auf seinen langen Stengelbeinen herum, und ich sah seine großen Augen, die uns in dem schwachen Venuslicht anblickten.

»Soll ich das Blitzlicht benutzen?« fragte Glynne. »In diesem Licht kann ich ohne Blitz kein gutes Bild aufnehmen.«

Ich zögerte einen Moment – aber dann gab ich meine Zustim-

mung. Das Wesen zuckte zusammen, als die kurze Lichtexplosion aufflammte, und ich hörte Glynne befriedigt seufzen. »Ein gutes Bild hätten wir jedenfalls! Ob ich noch eine Nahaufnahme machen kann?«

»Nein«, sagte ich. »Wir würden das Geschöpf entweder verschrecken oder es aufreizen, was schlimmer sein könnte. Mir gefallen diese Klauen gar nicht. Wir wollen lieber versuchen, es von unseren freundlichen Absichten zu überzeugen. Bleibt ihr hier stehen; ich werde näher herangehen. Dann hat es keinen Grund, zu glauben, daß wir es einfangen wollen.«

Nun, ich glaube auch heute noch, daß die Idee gut war, aber damals wußte ich noch nicht viel von den Sitten und Gebräuchen der Merkurwesen. Während ich langsam vorwärtsschritt, schien das Geschöpf steif zu werden – so wie ein Hund, der einen Knochen verteidigt – und wahrscheinlich auch aus demselben Grunde. Es streckte sich zu seiner vollen Höhe empor, die immerhin fast zweieinhalb Meter ausmachte, und der Rumpf schaukelte ein wenig vor und zurück – fast so wie ein Fesselballon im Winde.

»Komm zurück!« rief Borell. »Es scheint beunruhigt und ärgerlich zu sein. Wir wollen lieber nichts riskieren.«

»Ich habe auch nicht die Absicht«, antwortete ich. »Es ist zwar nicht so einfach, in einem Raumanzug rückwärts zu laufen, aber ich werde es jetzt versuchen.«

»Ich hatte mich bereits ein paar Meter zurückgezogen, als das Wesen plötzlich – ohne dabei seine Stellung zu verändern – einen seiner Arme ausstreckte und einen Felsbrocken ergriff. Die Bewegung war so menschlich, daß ich genau wußte, was nun geschehen würde, und instinktiv hob ich meinen linken Arm schützend vor die Sichtscheibe meines Helms. Einen Moment später traf etwas mit einem schmetternden Schlag den unteren Teil meines Raumanzuges. Ich war nicht verletzt, aber der ganze Panzeranzug vibrierte einen Moment lang wie ein Gong. Ein paar angsterfüllte Sekunden lang hielt ich den Atem an und wartete auf das verhängnisvolle Zischen entweichen der Luft. Aber der Anzug war dicht geblieben, obwohl er eine tiefe Einbuchtung an meinem linken Oberschenkel aufwies. Das nächste Mal würde ich vielleicht nicht so gut wegkommen, dachte ich, und so entschloß ich mich, meine ›Waffe‹ zu benutzen, um das Biest da durch abzulenken.

Die blendendweiße Leuchtrakete stieg langsam empor und über flutete die Landschaft mit ihrem harten, grellen Licht. Und dann geschah etwas, was wir erst viel später verstehen sollten. Ich hatte

schon vorher zwei Ausbuchtungen rechts und links am Rumpf des Merkurwesens bemerkt, und jetzt öffneten sie sich plötzlich wie die Flügeldecken eines Käfers. Zwei große schwarze Schwingen entfalteten sich – Flügel auf dieser fast atmosphärelosen Welt! Ich war so verblüfft, daß ich einen Augenblick ganz vergaß, mich weiter zurückzuziehen. Dann brannte die Leuchtrakete langsam aus, und als sie erloschen war, falteten sich die samtenen Flügel wieder zusammen und zogen sich in ihre Gehäuse zurück.

Das Wesen machte keinen Versuch, uns zu folgen, und wir stießen bei diesem Erkundungsgang auch auf keine anderen mehr. Wie ihr euch vorstellen könnt, waren wir äußerst verblüfft, und unsere Kammeraden im Schiff trauten ihren Ohren nicht, als wir ihnen durch Radio erzählten, was sich ereignet hatte. Jetzt, da wir die Erklärung für die rätselhafte Existenz dieses Wesens kennen, erscheint sie uns natürlich ganz einfach; das ist ja immer so.

Diese Schwingen, die wir gesehen hatten, waren eigentlich gar keine Flügel, wenn sie das auch vor vielen Zeitaltern gewesen waren, als der Merkur noch eine Lufthülle hatte. Das Geschöpf, das ich entdeckt hatte, war eins der wunderbarsten Beispiele für die Anpassungsfähigkeit des Lebens, die wir im ganzen Sonnensystem kennen. Seine Heimat ist eigentlich die Dämmerzone, aber da die Mineralien, von denen es sich nährt, dort erschöpft sind, muß es auf Nahrungssuche weit in die Nachtzone vordringen. Sein Körper hat sich so entwickelt, daß es der dort herrschenden unglaublichen Kälte standhalten kann. Aus diesem Grunde ist es auch silberweiß, weil diese Farbe am wenigsten Wärme abgibt. Trotzdem aber kann das Geschöpf nicht unbegrenzt lange auf der Nachtseite bleiben, sondern muß in regelmäßigen Abständen wieder in die Dämmerzone zurückkehren, so wie etwa auf der Erde ein Wal hin und wieder auftauchen muß, um Luft einzuatmen. Wenn es wieder in die Sonne kommt, breitet es diese schwarzen Schwingen aus, die in Wirklichkeit nichts anderes tun, als Wärme aufzunehmen. Wahrscheinlich hatte das Aufflammen meiner Leuchtrakete diesen Reflex ausgelöst - oder vielleicht war auch selbst die äußerst geringe Wärme, die von der Rakete ausging, es wert, absorbiert zu werden.

Die Suche nach Nahrung muß verzweifelt gewesen sein, daß die Natur eine so drastische Entwicklung gefördert hat. Die Merkurwesen sind auch nicht wirklich böartige Geschöpfe, aber sie müssen untereinander um das nackte Leben kämpfen. Da der harte Panzer des Rumpfes praktisch unverwundbar ist, richten sie die Angriffe im Kampf ums Dasein auf die Beine des Gegners. Ein Merkurwesen,

das auf diese Weise verkrüppelt wird, ist dem Tode geweiht, weil es die Dämmerzone nicht mehr erreichen kann, bevor sein Wärmeverrat erschöpft ist. Sie haben deshalb gelernt, einander gegenseitig mit großer Treffsicherheit Steine gegen die Beine zu werfen. Mein Raumanzug muß unserem Exemplar ein Rätsel aufgeben haben, aber es tat doch sein Bestes, mich kampfunfähig zu machen. Wie ich bald herausfand, gelang ihm das nur allzu gut.

Wir wissen auch heute noch nicht sehr viel über diese Wesen – trotz aller Anstrengungen, die man gemacht hat, um sie zu studieren. Ich bin übrigens in diesem Zusammenhang auf eine andere Idee gekommen, und ich würde es gern sehen, daß man sie einmal nachprüft. Ebenso wie es Merkurwesen gibt, die sich so entwickelt haben, daß sie in der Kälte der Nachtseite Nahrung suchen können, mag es auch eine Abart geben, die sich in die glühende Tagzone hinausgewagt hat. Ich würde gern wissen, wie diese Geschöpfe wohl aussehen mögen.«

Der Kommandant hielt inne. Ich hatte den Eindruck, daß er eigentlich nicht mehr weiterreden wollte, aber unser erwartungsvolles Schweigen brachte ihn dann doch dazu, daß er fortfuhr:

»Wir gingen also langsam zum Schiff zurück und diskutierten immer noch lebhaft über das Wesen, dem wir begegnet waren – als ich plötzlich merkte, daß irgend etwas mit mir nicht in Ordnung war. Meine Füße wurden allmählich kalt – sehr kalt. Aus meinem Baumanzug entwich Wärme, die von dem Steinboden unter mir hungrig aufgesaugt wurde.

Ich erkannte sofort, was geschehen war. Durch den Schlag, der meinen Anzug getroffen hatte, waren die Heizspiralen der Beinheizung beschädigt worden. Dagegen konnte ich nichts unternehmen, bevor ich das Schiff erreichte – und das war immer noch mehr als acht Kilometer entfernt.

Ich sagte den anderen, was passiert war, und wir marschierten von jetzt an so schnell wie möglich. Jedesmal, wenn meine Füße den Boden berührten, fühlte ich, wie die schreckliche Kälte tiefer in meine Beine eindrang. Nach einer Weile schwand jede Empfindung daraus; das war immerhin etwas, wofür ich dankbar sein konnte. Meine Beine waren jetzt nur noch starre Stümpfe ohne jegliches Gefühl, und es waren immer noch mehr als drei Kilometer bis zum Schiff, als ich sie überhaupt nicht mehr bewegen konnte. Die Gelenke des Anzugs waren festgefroren.

Danach mußten mich meine Gefährten tragen, und offenbar bin ich dann eine Zeitlang ohne Besinnung gewesen. Ich wachte wieder

auf, als wir immer noch nicht ganz am Ende unseres Weges angelangt waren – und einen Augenblick lang dachte ich, daß ich bereits im Fieberdelirium versunken wäre. Denn rings um mich war das Land mit flammendem Licht überflutet. Leuchtende farbige Lichtströme zuckten über den Himmel, und Wellen von hellrotem Feuer wogten unter den Sternen dahin. In meinem benommenen Zustand brauchte ich ein paar Sekunden Zeit, um zu begreifen, was das bedeutete. Es war ein Polarlicht – eine Erscheinung, die durch elektrische Korpuskularstrahlung der Sonne verursacht wird und auf dem Merkur viel stärker leuchtet als auf der Erde. Es war wie eine Ironie des Schicksals; denn während das Land ringsum lodernd zu brennen schien, war mein Körper im Begriff, in eisigem Tod zu erstarren.

Nun, irgendwie schafften wir es doch, wenn ich mich auch nicht daran erinnern kann, wie ich in das Schiff hineingelange. Als ich wieder zum Bewußtsein kam, befanden wir uns schon auf dem Rückflug zur Erde. Aber meine Beine waren auf dem Merkur zurückgeblieben.«

Als der Kommandant verstummte, sagte lange Zeit keiner von uns ein Wort. Dann blickte der Pilot auf sein Chronometer und rief:

»Mein Gott, ich hätte schon vor zehn Minuten meine Kurskontrolle durchführen müssen!« Dieser Ausruf löste die Spannung, und unsere Gedanken kehrten vom fernen Merkur in die Gegenwart zurück.

In den nächsten Minuten beschäftigte sich der Pilot mit den Geräten, durch die er die Schiffsposition bestimmen konnte. Die ersten Raumnavigatoren hatten nur die Sterne zur Verfügung gehabt, um sich zu orientieren, aber jetzt gab es dafür alle möglichen Arten von Radio- und Radarapparaten. Die ziemlich zeitraubenden astronomischen Methoden wandte man dabei nur an, wenn man weit fort von der Erde war und sich außerhalb des Wirkungsbereichs der irdischen Stationen befand.

Ich beobachtete, wie die Finger des Piloten blitzschnell über die Tasten seiner Rechenmaschine glitten, und ich beneidete ihn um seine mühelos erscheinende Geschicklichkeit. Plötzlich aber schien er bei seiner Arbeit zu erstarren. Dann begann er sehr sorgfältig erneut die Tasten niederzudrücken und wiederholte seine Berechnungen. Als die Lösung auf der Registrierscheibe erschien, wußte ich, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. Einen Moment lang starrte der Pilot die Zahlen ungläubig an. Dann löste er sich aus den Riemen,

die ihn in seinem Sessel festhielten, und schwebte hinüber zur nächsten Beobachtungsluke.

Ich war der einzige, der es bemerkte. Die anderen lasen oder versuchten ein wenig zu schlafen. Nur einen Meter von mir entfernt befand sich eine andere Ausguckluke, und dorthin begab ich mich. Da draußen im Raum schwebte die Erde in fast voller Sonnenbeleuchtung – der Planet, auf den wir langsam zufielen.

Dann schien plötzlich eine eisige Hand meine Brust zu umklammern, und einen Moment lang stockte mir der Atem. Zu diesem Zeitpunkt hätte die Erde schon wesentlich größer erscheinen müssen, da wir ja von der Umlaufbahn des Weltraumhospitals erdwärts absanken. Aber wenn mich meine Augen nicht täuschten, war sie jetzt im Gegenteil kleiner geworden. Ich blickte wieder zu dem Piloten hinüber, und sein Gesichtsausdruck bestätigte meine Befürchtungen.

Wir trieben in den Weltraum hinaus!



»Kommandant Doyle«, sagte der Pilot mit sehr dünner Stimme. »Würden Sie bitte einmal einen Moment hierher kommen?«

Der Kommandant regte sich auf seinem Andrucklager.

»Verdammt, was gibt es denn? Ich war gerade ein wenig eingeschlafen.«

»Es tut mir leid, aber – nun, ich fürchte, es ist etwas Unangenehmes passiert. Wir – wir befinden uns auf einer Erdfluchtbahn.«

»Was?«

Doyles scharfer Ruf weckte alle anderen auf. Mit einem mächtigen Schwung seiner Arme stieß sich der Kommandant von seinem Lager ab und segelte zu dem Piloten hinüber. Ein schneller Wortwechsel zwischen den beiden Männern folgte, und dann sagte Doyle:

»Stellen Sie eine Verbindung mit der nächsten Relais-Station her. Ich übernehme das Kommando.«

»Was ist geschehen?« flüsterte ich Tim Benton zu.

»Ich kann es mir denken«, erwiderte er, »aber warte noch eine Minute; wir wollen keine voreiligen Schlüsse ziehen.«

Es dauerte fast eine Viertelstunde, bis sich jemand die Mühe machte, mir zu erklären, was nun eigentlich geschehen war – eine Viertelstunde voll fieberhafter Tätigkeit, mit Radiogesprächen und

hastiger Arbeit auf der Rechenmaschine. Endlich erbarmte sich Norman Powell, der ebenfalls tatenlos herumsitzen mußte, meiner Unwissenheit.

»Dieses Schiff ist wirklich verhext«, sagte er. »Der Pilot hat einen Fehler gemacht, der – wie man annehmen sollte – einfach unmöglich ist. Er hätte unsere Geschwindigkeit um etwa anderthalb Kilometer pro Sekunde verringern müssen. Statt dessen hat er den Raketenantrieb in entgegengesetzter Richtung einwirken lassen, und unsere Geschwindigkeit hat sich deshalb um anderthalb Kilometer pro Sekunde erhöht.«

Selbst ich konnte mir nur schwer vorstellen, daß jemand einen solch außergewöhnlichen Irrtum begehen konnte. Später mußte ich allerdings erkennen, daß es gar nicht so unwahrscheinlich ist, einen solchen Fehler zu begehen. An Bord eines Raumschiffes, das sich in freier Umlaufbahn um die Erde befindet, kann man so ohne weiteres gar nicht feststellen, in welcher Richtung und mit welcher Geschwindigkeit sich das Schiff bewegt. Man muß sich dabei völlig auf die Instrumente und Kalkulationen verlassen, und wenn an einer bestimmten Stelle der Berechnung ein Pluszeichen mit einem Minuszeichen verwechselt wird, dann kann es sehr leicht passieren, daß man das Schiff genau in die umgekehrte Richtung wendet, bevor der Antrieb eingeschaltet wird.

Natürlich soll ein Pilot eine Menge Gegenproben durchführen, um solche Fehler zu vermeiden. Aber irgendwie hatte es diesmal auch damit nicht geklappt, oder der Pilot hatte diese Oberprüfungen gar nicht durchgeführt. Erst viel später stellte sich der eigentliche Grund für das Versagen des Piloten heraus. Das verklemmte Sauerstoffventil war der wahre Übeltäter. Ich war als einziger bewußtlos geworden, aber das bedeutet nicht, daß sich auf die anderen der Sauerstoffmangel nicht ebenfalls ausgewirkt hatte. Und so etwas ist eine sehr gefährliche Sache, weil ein Mensch dabei überhaupt nicht merkt, daß irgend etwas mit ihm in Unordnung ist. Tatsächlich kann man in diesem Zustand alle möglichen stupiden Fehler begehen und trotzdem völlig davon überzeugt sein, daß man alles tadellos richtig macht.

Aber es hatte jetzt nicht viel Sinn, nach der Ursache des Unglücks zu forschen. Die Frage war vielmehr: Was konnte man nun tun?

Die zusätzliche Geschwindigkeit, die das Schiff durch den Raketenantrieb erhalten hatte, war gerade groß genug, um uns in eine ›Fluchtbahn‹ zu treiben. Mit anderen Worten: wir flogen so schnell, daß die Anziehungskraft der Erde uns nicht mehr festhalten und in

eine Umlaufbahn zwingen konnte. Unser Kurs führte uns irgendwo hinaus in den Weltraum, noch über die Mondbahn hinaus, und unseren genauen Kurs würden wir gar nicht erfahren können, bevor nicht ABRAKUM ihn für uns ausgerechnet hatte. Kommandant Doyle hatte unsere Position und unsere Geschwindigkeit zur Inneren Station gefunkt, und jetzt mußten wir auf weitere Anweisungen warten.

Die Lage war gefährlich, aber nicht hoffnungslos. Wir hatten immer noch eine beträchtliche Treibstoffreserve – den Vorrat, der für die Annäherung an die Innere Station bestimmt war. Wenn wir ihn jetzt zum Abbremsen verwendeten, konnten wir dadurch wenigstens vermeiden, daß wir vollends aus dem Anziehungsbereich der Erde entflohen, aber dann würden wir in einer ganz neuen Umlaufbahn kreisen, die uns womöglich nirgends in die Nähe einer der Raumstationen bringen würde. Was auch immer geschah -- wir mußten von irgendwoher neuen Treibstoff bekommen, und zwar so schnell wie möglich. Unser Schiff war nur für Fahrten über kurze Strecken und nicht für lange Reisen im Weltraum gebaut worden, und es hatte nur einen beschränkten Sauerstoffvorrat zur Verfügung. Er würde für etwa hundert Stunden reichen. Wenn uns bis dahin keine Hilfe erreichen konnte – nun, dann wäre unsere Lage ziemlich verzweifelt.

Es war seltsam; obwohl ich jetzt zum ersten Male in meinem Leben in wirkliche Gefahr geraten war, spürte ich lange nicht soviel Angst wie damals bei ›Kunibert‹ – oder als der ›Meteor‹ ein Loch in die Wand des Klassenzimmers schlug. Irgendwie erschien mir diese Sache anders. Erstens hatten wir noch ein paar Tage Frist, ehe die eigentliche Krise einsetzen würde. Und außerdem hatten wir alle ein solches Vertrauen zu Kommandant Doyle, daß wir überzeugt waren, er würde uns schon aus dieser unangenehmen Situation befreien können.

Wir mußten fast eine Viertelstunde warten, bis die Kursberechner auf der Inneren Station unseren jetzigen Kurs ausgearbeitet und das Ergebnis an uns gefunkt hatten. Doyle zeichnete unsere Bahn auf, und wir alle blickten ihm über die Schultern, um zu sehen, auf welchem Kurs das Schiff eigentlich dahinflog.

»Wir bewegten uns in Richtung auf den Mond«, sagte er und verfolgte die eingetragene Bahnkurve mit seinem Finger. »In etwa vierzig Stunden passieren wir seine Umlaufbahn, und zwar so nahe, daß sein Schwerefeld ziemlich stark auf uns einwirken wird.

Wenn wir nun eine Kleinigkeit nachhelfen und unsere Fahrt ein wenig abbremsen, können wir uns von ihm einfangen lassen.«

»Wäre das nicht eine gute Idee? Zumindest würden wir dann nicht weiter in den Raum hinausfliegen.«

Der Kommandant rieb sich nachdenklich das Kinn.

»Ich weiß nicht«, sagte er schließlich. »Das hängt davon ab, ob sich zur Zeit ein Schiff auf dem Mond befindet, das zu uns heraufkommen könnte.«

»Und können wir denn nicht selbst auf dem Mond landen – in der Nähe einer der Siedlungen?« fragte Norman.

»Nein, denn wir haben nicht genug Treibstoff für die Landung. Außerdem ist unser Triebwerk überhaupt nicht leistungsfähig genug dafür. Das müßten Sie eigentlich wissen, Norman.«

Norman verstummte betroffen; und ein langes, gedankenvolles Schweigen erfüllte jetzt die Kabine, das mich nervös machte. Ich wünschte mir, ich hätte mit irgendeiner gescheiten Idee helfen können, aber wahrscheinlich würde so eine Idee von mir nicht mehr taugen als die von Norman.

»Die Schwierigkeit dabei ist«, sagte der Kommandant schließlich, »daß wir auf so viele verschiedene Faktoren Rücksicht nehmen müssen. Für unser Problem gibt es mehrere mögliche Lösungen; wir aber müssen die am meisten wirtschaftliche Lösung finden. Es würde ein Vermögen kosten, wenn wir ein Schiff vom Mond heraufrufen müßten, damit es sich unserer Geschwindigkeit anpaßt, um uns ein paar Tonnen Treibstoff zu übergeben. Das wäre natürlich die einfachste, aber eben eine sehr kostspielige Lösung.«

Es war mir eine große Erleichterung, zu erfahren, daß es überhaupt eine Lösung gab. Mehr wollte ich eigentlich gar nicht erfahren. Über die Kosten mochten sich andere den Kopf zerbrechen; das war nicht meine Sorge.

Plötzlich leuchtete das Gesicht des Piloten auf. Bis jetzt hatte er düster vor sich hin gebrütet und sich an der Unterhaltung mit keinem Wort beteiligt.

»Ich hab's!« sagte er. »Daran hätten wir eigentlich schon früher denken müssen. Warum können wir nicht die elektromagnetische Katapultanlage im Hipparchus-Krater in Anspruch nehmen? Es kann doch gar nicht schwierig für die Leute dort sein, uns ein paar Tonnen Treibstoff hinaufzuschießen.«

Die Unterhaltung wurde plötzlich sehr lebhaft und auch sehr technisch, so daß ich bald nicht mehr viel davon verstand. Zehn Minuten später begann sich die Stimmung in der Kabine langsam

aufzuhellen; ich nahm deshalb an, daß man eine befriedigende Lösung gefunden hatte. Als die Diskussion endlich ihr Ende gefunden hatte und alle Radiogespräche erledigt worden waren, nahm ich Tim beiseite und drohte, ihn so lange zu bedrängen, bis er mir erklärt hätte, was nun los war.

»Sicherlich hast du doch schon von dem Hipparchus-Katapult gehört, Roy?«

»Ist das nicht diese magnetische Anlage, die Treibstofftanks zu den Raketenschiffen hinaufschießt, die den Mond umrunden, ohne landen zu wollen?«

»Richtig. Es ist eine elektromagnetische Startbahn, die sich in ost-westlicher Richtung quer durch den Krater Hipparchus hinzieht. Man hat diesen Krater gewählt, weil er sich ungefähr in der Mitte der sichtbaren Mondscheibe befindet und weil die Treibstoffraffinerien nicht weit davon entfernt sind. Schiffe, die aufgetankt werden müssen, begeben sich auf eine Kreisbahn um den Mond, und von unten schießt man dann eine Anzahl Tanks in dieselbe Bahn hinauf. Das Schiff muß sich dann durch Raketenantrieb an die Tanks heranmanövrieren, aber das kommt trotzdem viel billiger, als wenn man Tankschiffe hinaufschickt.«

»Und was macht man mit den leeren Tanks?«

»Das hängt von der Geschwindigkeit ab, mit der sie emporgeschleudert worden sind. Manchmal fallen sie auf den Mond zurück; immerhin gibt es dort ja genügend Platz, so daß sie herabstürzen können, ohne Schaden anzurichten. Aber meistens verleiht man ihnen lunare Fluchtgeschwindigkeit, und sie verlieren sich dann einfach irgendwo im Weltraum. Dort draußen ist ja schließlich noch viel mehr Platz.«

»Ich verstehe. Wir werden also so nahe an den Mond herankommen, daß man uns einen Treibstofftank heraufschießen kann.«

»Ja; die nötigen Kalkulationen werden gerade durchgeführt. Unsere Bahn wird uns hinter dem Mond vorbeiführen – in ungefähr achttausend Kilometer Höhe. Die Leute werden versuchen, die Geschwindigkeit des Treibstoffbehälters dem Tempo unserer Rakete so genau wie möglich anzugleichen. Das übrige müssen wir dann mit eigener Kraft vollbringen. Das bedeutet, daß wir etwas von unserem Treibstoff opfern müssen, aber dafür bekommen wir ja genug neuen.«

»Und wann wird es soweit sein?«

»In etwa vierzig Stunden. Wir warten jetzt auf die genauen Zahlen.«

Ich war wahrscheinlich der einzige, der sich über dieses Abenteuer freute – jetzt, da ich wußte, daß uns nach vernünftigem Ermessen nichts Schlimmes passieren konnte. Für die anderen bedeutete das Ganze eine unnütze Zeitvergeudung; ich aber würde Gelegenheit haben, mir den Mond einmal aus nächster Nähe anzusehen. Das war wirklich viel mehr, als ich bei meinem Abflug von der Erde jemals zu erhoffen gewagt hätte.

Stunde um Stunde verging. Die Erde blieb hinter uns zurück, und der Mond wuchs immer mehr am Himmel vor uns. Es gab nur sehr wenig zu tun, abgesehen von der routinemäßigen Überprüfung der Instrumente und den regelmäßigen Radorufen bei den verschiedenen Raumstationen und dem Mondstützpunkt. Die meiste Zeit verbrachten wir mit Schlafen und Kartenspielen. Einmal erhielt ich die Chance, mit Vater und Mutter auf der Erde zu sprechen. Ihre Stimmen klangen ein wenig besorgt, und zum ersten Male wurde mir bewußt, daß vermutlich die Zeitungen unter fetten Schlagzeilen über unser Abenteuer berichteten. Aber ich glaube, es gelang mir, meine Eltern zu beruhigen und ihnen klarzumachen, daß gar kein Grund zur Besorgnis bestand.

Man hatte sich inzwischen über die notwendigen Maßnahmen geeinigt, und wir mußten jetzt nur noch warten, bis wir an dem Mond vorbeifliegen und den Treibstoff an Bord nehmen würden. Obwohl ich schon oft den Mond durch das Fernrohr betrachtet hatte – auf der Erde und auf der Inneren Station –, so war es doch etwas anderes, die weiten Ebenen und steilen Gebirge nun mit bloßem Auge zu beobachten. Wir waren jetzt so nahe herangekommen, daß sich alle großen Krater entlang der Grenze, die Tag und Nacht trennte, deutlich sichtbar abhoben. Die Linie des Sonnenaufgangs war gerade über die Mitte der Mondscheibe hinweggezogen, und da unten im Hipparchus-Krater, wo jetzt die Vorbereitungen für unsere Rettung getroffen wurden, war früher Morgen. Ich bat um die Erlaubnis, das Teleskop des Schiffes benutzen zu dürfen, und spähte in den großen Krater hinab.

Mir schien es, als schwebte das Schiff nur achtzig Kilometer hoch über dem Mond. Der Hipparchus-Krater füllte das Gesichtsfeld vollkommen aus; es war unmöglich, ihn mit einem einzigen Blick zu erfassen. Das Licht der Sonne fiel schräg über die zerklüfteten Ringwälle des Kraters, die kilometerlange tintenschwarze Schatten warfen. Hier und da fingen hochragende Spitzen im Krater das erste Licht des Morgens auf und flammten wie Fackeln in der Dunkelheit ringsum.

Aber noch andere Lichter waren im Krater zu sehen – Lichter, die in kleinen geometrischen Mustern angeordnet waren. Ich blickte auf eine der Mondsiedlungen hinab. Was da unten in der Dunkelheit verborgen lag, das waren die großen chemischen Fabriken, die Wohnkuppeln, die Raumschiffhäfen und die Kraftstationen, die der Katapultanlage die Energie lieferten. In wenigen Stunden würde das alles deutlich werden, sobald die Sonne über den Bergen aufstieg – aber dann würden wir schon auf unserer Bahn weitergezogen sein, so daß die Erdseite des Mondes unseren Blicken verborgen bliebe.

Plötzlich sah ich einen dünnen Lichtstreifen, der sich in schnurgerader Richtung über die dunkle Ebene hinzog. Das waren die Scheinwerfer der Katapultstartbahn, die wie Straßenlampen rechts und links davon aufgereiht standen. In ihrem Licht überprüften jetzt wahrscheinlich Ingenieure in Raumanzügen die großen Elektromagneten noch einmal und vergewisserten sich, daß der Startschlitten der Katapultanlage glatt in den Führungsschienen lief. Am Anfang auf der Bahn würde jetzt sicher schon der Treibstoffbehälter darauf warten, auf den Schlitten verladen zu werden. Wenn dort unten jetzt Tag gewesen wäre, hätte ich vielleicht sogar den Abschluß beobachten können. Ich hätte dann einen winzigen Fleck entdeckt, der schneller und immer schneller die Startbahn entlang raste, während die Generatoren dem Magneten immer mehr Energie zuführten. Schließlich würde er die Katapultanlage mit der Endgeschwindigkeit von über achtausend Kilometer pro Stunde verlassen – zu schnell, als daß ihn das Schwerefeld des Mondes wieder zurückzwingen könnte. Während der Treibstoffbehälter dann auf seiner fast horizontalen Bahn davonflog, würde sich die Oberfläche des Mondes unter ihm abwärts wölben, und er würde in den Raum hinausrasen, um uns – wenn alles gutging – etwa drei Stunden später zu begegnen.

Ich glaube, den eindrucksvollsten Moment von allen meinen Abenteuern erlebte ich, als unser Schiff die Rückseite des Mondes passierte und ich mit eigenen Augen das Land sah, das dem menschlichen Einblick stets entzogen geblieben war – bis zum ersten Male Raumschiffe den Mond umrundeten. Ich hatte zwar schon viele Filme und Fotografien von der erdabgewandten Seite gesehen, und es stimmte auch, daß sie nicht viel anders aussah als die sichtbare Vorderseite – aber trotzdem war es irgendwie aufregend für mich. Ich dachte an alle die Astronomen, die einst ihr Leben damit ver-

bracht hatten, den Mond kartographisch aufzunehmen und die doch nie das Land gesehen hatten, über das ich jetzt hinwegflog.

Ich hatte die Erde fast vergessen, als Tim Benton meine Aufmerksamkeit wieder auf sie lenkte. Sie sank rasch gegen den lunaren Horizont hinab. Der Mond stieg scheinbar empor und schien sie zu verdecken, während wir auf unserer Bahn weiterzogen. Es war eine leuchtend blaugrüne Halbkreissichel; die südliche Polarkappe glänzte so grell, daß man kaum hinschauen konnte, und das Spiegelbild der Sonne flammte wie ein See aus Feuer im Pazifik. Das war mein Heimatplanet, von dem ich jetzt fast vierhunderttausend Kilometer entfernt war. Ich beobachtete gebannt, wie er hinter den scharfzackigen Mondgebirgen versank, bis nur noch ein schwach schimmernder dunstiger Rand zu sehen war, der schließlich ebenfalls erlosch. Die Sonne war für uns noch da, aber die Erde war verschwunden. Bis zu diesem Moment hatte sie immer am Himmel gestanden – als ein Teil meines Lebenskreises im Weltraum. Jetzt gab es für mich nur noch die Sonne, den Mond und die Sterne.

Der Treibstoffbehälter war bereits auf seinem Wege zu uns. Man hatte ihn vor einer Stunde abgeschossen und uns durch Radio mitgeteilt, daß er sich auf dem richtigen Kurs befand. Das Schwerfeld des Mondes würde seine Bahn krümmen, und wir würden in einem Abstand von wenigen hundert Kilometern daran vorbeiziehen. Unsere Aufgabe war es, unsere Geschwindigkeit der seinen anzugleichen – durch sparsame Verwendung unseres restlichen Treibstoffvorrates; sobald wir den Behälter dann angekoppelt hatten, würden wir seinen Inhalt in unsere Tanks pumpen. Dann konnten wir umkehren und nach Hause fliegen, während der leere Behälter weiterjagen würde, um wie andere seiner Art im Sonnensystem zu kreisen.

»Aber nehmen wir einmal an«, sagte ich besorgt zu Norman Powell, »dieses Tankgeschoß würde uns direkt treffen! Schließlich ist das Ganze ungefähr so, wie wenn man mit einer Kanone auf eine Zielscheibe schießt. Und wir sind diese Zielscheibe.«

Norman lachte.

»Er wird sich relativ zu unserem Schiff sehr langsam bewegen, wenn er zu uns heraufkommt, und wir werden ihn schon lange vorher durch unser Radargerät sichten. Es besteht also nicht die geringste Gefahr des Zusammenstoßes. Bis er uns dann wirklich nahe kommt, werden wir unsere Geschwindigkeit der seinen bereits völlig angeglichen haben, und wenn er schließlich am Schiff anlegt, wird das so sanft geschehen, wie wenn zwei Schneeflocken zusammenstoßen.«

Wir empfangen Signale von dem Treibstoffbehälter, als er noch über anderthalbtausend Kilometer von uns entfernt war – aber nicht mit unserem Radargerät, sondern wir hörten die Funkzeichen des kleinen automatischen Radiosenders, mit dem alle diese Geschosse ausgerüstet wurden, um ihre Ortung zu erleichtern. Und dann begannen Doyle und der Pilot mit der Arbeit, das Zusammentreffen im Weltraum zu bewerkstelligen. Es war ein schwieriges Manöver, das Schiff mit Düsenstößen so herumzubugsieren, daß es auf denselben Kurs wie das Projektil kam, das noch nicht einmal sichtbar war; unsere Treibstoffreserven waren zu gering, als daß wir uns dabei noch irgendeinen Fehler hätten erlauben können. Jedermann atmete erleichtert auf, als der glänzende stumpfe Zylinder dann endlich neben dem Schiff schwebte.

Die Übernahme des Treibstoffes nahm nur etwa zehn Minuten in Anspruch. Als unsere Pumpen ihre Arbeit beendet hatten, war inzwischen die Erde wieder hinter dem Schild des Mondes hervorgetaucht. Das erschien mir als ein gutes Omen. Wir hatten jetzt die Gefahr endgültig überwunden, und unsere Heimatwelt war wieder in Sicht.

Ich beobachtete den Radarschirm, der augenblicklich von niemandem benutzt wurde, als unsere Motoren wieder eingeschaltet wurden. Der inzwischen losgekoppelte Treibstofftank schien langsam hinter uns zurückzubleiben. In Wirklichkeit war es natürlich unser Schiff, das zurückfiel; wir bremsten unsere Geschwindigkeit ab, um wieder erdwärts zu fliegen. Der Treibstofftank dagegen würde weiter in den Raum hinausjagen, nachdem er seine Aufgabe erfüllt hatte.

Der Sichtbereich unserer Radaranlage umfaßte einen Kugelraum von ungefähr achthundert Kilometer Radius, und ich sah zu, wie der helle Punkt, der den Treibstoffbehälter darstellte, langsam zum Rande unseres Schirmes hintrieb. Der Tank war das einzige Objekt in unserer Umgebung, das nahe genug war, um ein Radarecho hervorzurufen. In dem Raumabschnitt, den unsere Radarstrahlen erfaßten, gab es sicherlich auch eine Anzahl Meteore, aber sie waren viel zu klein, um ein sichtbares Echosignal hervorzurufen. Und doch war es faszinierend, auf diesen Schirm zu starren, auf dem sich nichts ereignete – abgesehen von einem gelegentlichen Lichtzucken, das durch elektrische Interferenz erzeugt wurde. Ich stellte mir im Geiste diesen weiten Kugelraum von sechzehnhundert Kilometer Durchmesser vor, in dessen Mittelpunkt wir uns befanden. Kein Objekt von wirksamer Größe konnte in diesen Bereich ein-

dringen, ohne daß unsere unsichtbaren Radarfinger es entdecken und ankündigen würden.

Wir waren jetzt auf einem sicheren Kurs in Richtung zur Erde. Kommandant Doyle hatte beschlossen, nicht direkt zur Inneren Station zurückzukehren, weil unser Sauerstoff Vorrat inzwischen bedenklich abgenommen hatte. Wir würden vielmehr an einer von den drei Relais-Stationen anlegen, die in fünfunddreißigtausend-zweihundert Kilometer Höhe die Erde umkreisten. Dort konnte

das Schiff neu versorgt werden, bevor wir die letzte Etappe unserer Heimreise begannen.

Ich wollte gerade den Radarschirm abschalten, als ich einen kleinen Lichtpunkt an seiner äußersten Grenze bemerkte. Eine Stunde später verschwand er wieder, während der Radarstrahl in einen anderen Raumsektor vorrückte; ich wartete darauf, daß der Strahl seinen Umlauf vollenden würde, und ich fragte mich dabei, ob ich mich wohl geirrt haben mochte. Waren noch andere Raumschiffe irgendwo in dieser Gegend? Das war natürlich durchaus möglich.

Es blieb kein Zweifel übrig; der Funke erschien wieder – an der gleichen Stelle. Ich wußte, wie man die Suchstrahlkontrolle handhabt, und ich hielt den Kreislauf des Radarstrahls an, so daß er auf das ferne Objekt gerichtet blieb, das dieses Echo erzeugte. Es war fast achthundert Kilometer von uns entfernt und bewegte sich relativ zu uns sehr langsam. Nachdenklich starrte ich ein paar Sekunden darauf, und dann rief ich Tim herbei. Die Sache war wahrscheinlich nicht wichtig genug, um den Kommandanten damit zu behelligen; immerhin bestand aber auch die Möglichkeit, daß es ein wirklich großer Meteor war, und so ein Brocken war eine nähere Untersuchung schon wert. Ein Meteor, der ein so helles Echo erzeugte, war freilich zu groß, als daß man ihn hätte mitnehmen können, aber vielleicht konnten wir zum Andenken ein paar Splitter davon abschlagen – vorausgesetzt natürlich, wir würden unser Tempo an seine Fluggeschwindigkeit angleichen.

Tim schaltete die Bewegung des Suchstrahlers wieder ein, nachdem ich ihm die Kontrollen überlassen hatte. Er glaubte, ich hätte unseren Treibstoffbehälter wieder geortet, und das ärgerte mich natürlich, denn er offenbarte damit wenig Vertrauen zu meinem gesunden Menschenverstand. Aber er erkannte bald, daß sich mein Fundobjekt in einem ganz anderen Gebiet des Himmelsraums befand, und seine Skepsis schwand.

»Es muß ein Raumschiff sein«, sagte er, »obwohl es mir dafür eigentlich zu klein erscheint. Aber das können wir ja feststellen.

Wenn es ein Schiff ist, dann sendet es auch automatisch ein Radiosignal aus.«

Er stimmte unseren Empfänger auf die Frequenz des automatischen Signalsenders ab, den jedes Schiff hatte – aber ohne Erfolg. In anderen Abschnitten des Raumes befanden sich in größerer Entfernung zwar ein paar Schiffe, aber keins davon war so nahe, daß es dieses Radarecho hervorrufen konnte.

Norman hatte sich jetzt zu uns gesellt und schaute über Tims Schulter hinweg.

»Wenn es wirklich ein Meteor ist«, sagte er, »dann wollen wir hoffen, daß es ein ordentlicher Brocken Platin oder etwas ähnlich Wertvolles ist. Dann können wir uns für den Rest unseres Lebens zur Ruhe setzen.«

»He!« rief ich. »Ich habe ihn entdeckt – nicht ihr!«

»Das zählt nicht, meine ich. Du gehörst nicht zur Mannschaft, und von Rechts wegen dürftest du eigentlich gar nicht an Bord sein.«

»Mach dir keine Sorgen«, sagte Tim. »Bis jetzt hat niemand jemals etwas anderes als Eisen in Meteoriten gefunden – jedenfalls nicht in nennenswerten Mengen. Bestenfalls kannst du auf Nickelstahl hoffen – aber der ist so hart, daß du dir nicht einmal ein Stück als Andenken davon absägen könntest.«

Inzwischen hatten wir die Bahn dieses geheimnisvollen Objektes berechnet und herausgefunden, daß es in ungefähr dreißig Kilometer Abstand an uns vorüberziehen würde. Wenn wir Kontakt mit ihm aufnehmen wollten, dann würden wir unsere Geschwindigkeit um etwa dreihundert Kilometer pro Stunde ändern müssen; das war zwar nicht viel, aber es würde immerhin etwas von unserem so schwer errungenen Treibstoff kosten, und der Kommandant würde damit bestimmt nicht einverstanden sein, wenn es nur darum ginge, unsere Neugierde zu befriedigen.

»Wie groß müßte das Ding denn sein, um ein so helles Echo hervorzurufen?« fragte ich.

»Das kann man nicht sagen«, antwortete Tim. »Es kommt darauf an, woraus es besteht und in welche Richtung es zeigt. Auch ein Raumschiff könnte ein so geringes Echosignal hervorrufen, wenn wir es nur in der Längsrichtung sehen.«

»Ich glaube, ich hab' das Ding entdeckt«, sagte Norman plötzlich. »Und es ist kein Meteor. Schaut mal selbst.«

Er hatte mit einem Schiffsteleskop den Himmelsraum abgesucht, und ich nahm jetzt rasch seinen Platz am Okular ein, ehe Tim

dorthin gelangte. Vor einem Hintergrund von schwach leuchtenden Sternen drehte sich ein ungefähr zylindrisches Objekt, vom Sonnenlicht strahlend erhellt, langsam im Raum um sich selbst. Schon auf den ersten Blick konnte ich sehen, daß es kein Meteor, sondern ein künstlich hergestellter Flugkörper war. Nachdem ich ihn während einer vollständigen Rotation beobachtet hatte, erkannte ich, daß er eine stromlinienförmige Gestalt und einen spitzen Bug hatte. Die Tatsache, daß er stromlinienförmig war, bedeutete auch, daß es nicht ein leerer Treibstoffbehälter vom Hipparchus-Katapult sein konnte. Diese Tanks waren einfache, stumpfe Zylinder, da ja auf dem atmosphärenlosen Mond eine Stromlinienform sinnlos war.

Wir riefen Kommandant Doyle herüber, und er spähte lange Zeit durch das Teleskop. Schließlich sagte er zu meiner großen Freude:

»Was es auch sein mag – wir wollen es uns lieber einmal genauer anschauen und darüber Bericht erstatten. Wir können den Treibstoff entbehren, und die Untersuchung wird uns auch nur wenig Zeit kosten.«

Unser Schiff drehte sich langsam im Raum, während die Kurskorrektur durchgeführt wurde. Die Raketendüsen flammten ein paar Sekunden auf; dann wurde unser neuer Kurs überprüft, und schließlich erfolgte wieder ein kurzer Feuerstoß aus den Düsen. Das wurde ein paarmal wiederholt, bis wir uns dem geheimnisvollen Objekt bis auf anderthalb Kilometer genähert hatten. Dann schwebte das Schiff nur unter dem schwachen Antrieb durch die Steurdüsen auf das Ziel zu. Während dieser Manöver war es nicht möglich gewesen, durch das Fernrohr zu blicken, und als ich mein Fundobjekt wiedersah, war es nur noch etwa hundert Meter von uns entfernt und näherte sich langsam.

Es war wirklich ein künstliches Objekt, und zwar eine Art Rakete. Was es hier nicht weit vom Mond zu suchen hatte, darüber konnten wir nur Vermutungen anstellen, und es wurden von uns auch verschiedene Theorien vorgebracht. Da es nur etwa drei Meter lang war, konnte es womöglich eine jener automatischen Erkundungsraketen sein, die man in der Frühzeit der Weltraumfahrt hinausgeschossen hatte. Doyle hielt das allerdings für nicht sehr wahrscheinlich, weil man seines Wissens über das Schicksal aller dieser Raketen genau Bescheid wußte. Außerdem schien es keine der Radio- und Fernsehgeräte zu haben, mit denen solche Projektile früher ausgerüstet waren.

Es war strahlend rot angestrichen – eine seltsame Farbe für einen

Flugkörper im Weltraum, dachte ich. Auf einer Seite trug das Objekt eine Aufschrift – offenbar in Englisch –, aber auf diese Entfernung konnte ich sie nicht entziffern. Während das Projektil sich langsam um sich selbst drehte, kam ein schwarzes Muster auf weißem Hintergrund in Sicht, aber es verschwand wieder, bevor ich es richtig ausdeuten konnte. Ich wartete nun darauf, daß es wieder nach einer vollen Umdrehung auftauchte. Als das geschah, war die kleine Rakete bereits viel näher herangetrieben und nur noch etwa zwanzig Meter von unserem Schiff entfernt.

»Die Sache gefällt mir nicht«, sagte Tim Benton vor sich hin. »Diese Farbe zum Beispiel – Rot ist das Zeichen für Gefahr.«

»Sei doch kein altes Weib«, sagte Norman. »Wenn es eine Bombe oder so etwas wäre, dann würde es diese Tatsache bestimmt nicht offen ankündigen.«

Und nun kam das Muster wieder in Sicht, das ich vorhin nicht hatte erkennen können. Schon vorhin war es mir unangenehm bekannt vorgekommen – und jetzt gab es keinen Zweifel mehr darüber.

Auf der Seite des Projektils war deutlich sichtbar das Symbol des Todes aufgemalt – ein Totenschädel und zwei gekreuzte Knochen.



Kommandant Doyle hatte offenbar diese unheildrohende Warnung ebenso schnell wie wir erkannt, denn Sekunden später dröhnten unsere Raketen kurz auf. Das karmesinrote Projektil wich zur Seite und begann im Weltraum zurückzusinken. In dem Moment, da es uns am nächsten war, hatte ich gerade noch die Worte unter dem Schädel entziffern können – und ich begriff, warum unser Schiff sofort abdrehte. Die Aufschrift lautete:

Warnung!
Radioaktiver Atomabfall!
Atomenergie-Kommission

»Ich wünschte, wir hätten einen Geigerzähler an Bord«, sagte der Kommandant nachdenklich. »Aber nach so langer Zeit kann das Ding nicht mehr sehr gefährlich sein, und ich glaube nicht, daß wir eine spürbare Dosis Radioaktivität abbekommen haben. Aber wir

werden trotzdem bei allen eine Blutuntersuchung durchführen lassen, wenn wir wieder auf der Station sind.«

»Was meinen Sie, wie lange dieses Projektil schon hier herumfliegt, Sir?« fragte Norman.

»Nun, ich glaube, man hat so um 1970 damit angefangen, sich des gefährlichen Atomabfalls auf diese Weise zu entledigen. Man hat das allerdings nicht lange getan; die Raumfluggesellschaften haben dagegen protestiert. Heutzutage wissen wir natürlich, wie wir die Nebenprodukte der Atommeiler richtig behandeln müssen, aber damals in der Frühzeit der Atomforschung gab es noch eine Menge radioaktive Isotope, mit denen man nicht fertig wurde. Es war jedenfalls eine ziemlich drastische Methode, diesen Abfall loszuwerden – und auch eine ziemlich kurzsichtige Lösung des Problems.«

»Ich habe schon von diesen Abfallbehältern gehört«, sagte Tim. »Ich hatte allerdings angenommen, daß man sie inzwischen alle wieder eingesammelt und das Zeug dann irgendwo auf dem Mond vergraben hätte.«

»Diesen da offenbar nicht. Aber das wird auch bald geschehen, nachdem wir den Fall gemeldet haben. Das haben Sie gut gemacht, Malcolm! Sie haben Ihren Teil dazu beigetragen, eine Gefahr im Weltraum zu beseitigen.«

Ich freute mich über diese Anerkennung, aber ich machte mir trotzdem auch ein wenig Sorgen, ob wir nicht vielleicht doch eine zu hohe Dosis radioaktive Strahlung von den zerfallenen Isotopen in ihrem himmlischen Sarg abbekommen hatten. Zum Glück erwiesen sich meine Befürchtungen nachher bald als grundlos; wir hauen die gefährliche Nachbarschaft zu schnell verlassen, um irgendwie Schaden zu leiden.

Eine ganze Zeit später erfuhren wir auch die Geschichte dieses verirrteten Projektils. Die Atomenergie-Kommission ist immer noch ein wenig beschämt über diese Episode in ihrer Geschichte, und es hat eine Weile gedauert, bis sie mit der ganzen Wahrheit herausrückte. Schließlich gab sie den Abschluß eines Abfallbehälters im Jahre 1981 zu, der eigentlich auf dem Mond abstürzen sollte – aber das war eben nicht geschehen. Die Astronomen haben sich eifrig damit beschäftigt, genau auszurechnen, wie das Projektil auf diese Bahn geraten war, auf der wir es entdeckten. Es war eine komplizierte Geschichte, bei der die verschiedenen Schwerfelder der Erde, der Sonne und des Mondes eine Rolle spielten.

Unser Umweg hatte uns nicht viel Zeit gekostet, und wir waren

nur wenig hinter unserem Fahrplan zurückgeblieben, als wir schließlich in die Kreisbahn der Relais-Station Zwei einschwenkten - jener Station, die über dem Längengrad 30 Grad Ost im Raum zu hängen scheint, also über der Mitte des afrikanischen Kontinents. Ich war inzwischen schon daran gewöhnt, allen möglichen seltsamen Konstruktionen im Raum zu begegnen, so daß mich der erste Anblick der Station nicht mehr im geringsten überraschte. Sie bestand aus einem flachen rechteckigen Gitterwerk, dessen eine Seite der Erde zugekehrt war. Diese Seite war mit Hunderten kleiner Konkavreflektoren besetzt - ein System von Richtstrahlantennen, die Radiosignale von der Erde auffingen oder dorthin ausstrahlten.

Wir näherten uns der Station sehr vorsichtig und kuppelten schließlich an der erdabgewandten Seite an. Ein Pilot, der sein Schiff an der Front der Station vorbeiziehen läßt, macht sich damit sehr unbeliebt, da er dadurch womöglich das Versagen von Tausenden von Strahlungskreisläufen hervorrufen kann, indem er die Radiowellen blockiert. Denn alle Telefonferngespräche des gesamten Planeten sowie fast alle Radio- und Fernsehsendungen werden über diese Station geleitet. Als ich genauer hinschaute, entdeckte ich noch zwei andere Richtstrahlssysteme, die jedoch nicht der Erde zugewandt waren, sondern nach zwei verschiedenen Richtungen im Winkel von sechzig Grad zur Horizontalen von der Erde fort wiesen. Diese Systeme sammelten die Sendungen der beiden anderen Relais-Stationen, so daß alle drei zusammen ein riesiges Dreieck bildeten, das sich langsam mit der Erdrotation mitdrehte.

Wir verbrachten nur zwölf Stunden auf der Relais-Station, während unser Schiff überholt und seine Vorräte ergänzt wurden. Den Piloten sah ich niemals wieder, aber ich hörte später, daß sein Irrtum teilweise entschuldigt worden war. Als wir dann unsere unterbrochene Reise fortsetzten, war ein neuer Pilot an Bord, der nicht gewillt war, mit uns über das Geschick seines unglücklichen Kollegen zu reden. Alle Raumpiloten bilden zusammen einen sehr exklusiven Lebenskreis; sie lassen einander nie im Stich und sprechen auch nie mit Außenstehenden über die Fehler, die einer von ihnen einmal begangen haben könnte. Man darf ihnen deswegen wohl kaum einen Vorwurf machen; denn ihr Beruf ist einer der verantwortungsvollsten, die es überhaupt gibt.

Die Wohnverhältnisse an Bord der Relais-Stationen waren so ziemlich die gleichen wie auf der Inneren Station. Wir waren im

übrigen nicht lange genug dort, um uns näher umschauen zu können, und jedermann von der Besatzung hatte auch zu viel zu tun, als daß er Zeit gefunden hätte, uns herumzuführen. Die Fernsehleute jedoch baten uns um ein Interview über unsere Abenteuer seit dem Abflug vom Weltraumhospital. Unser Auftritt spielte sich in einem notdürftig hergerichteten Studio ab; es war so klein, daß wir nicht einmal alle auf einmal hineingehen konnten. Wir mußten also einer nach dem anderen leise auf ein bestimmtes Signal hin hineinschlüpfen. Ich fand es wirklich seltsam, daß es hier im Herzen des Fernsehnetzes der Welt keine besseren Möglichkeiten für eine Sendung gab. Immerhin war es verständlich, weil eine direkte Sendung von der Station aus tatsächlich ein sehr seltenes Ereignis war.

Wir hatten auch Gelegenheit, einen Blick in die Hauptschaltzentrale zu werfen; freilich verstand keiner von uns viel von der Arbeit dort. Wir sahen riesige Wandflächen mit unzähligen Skalen und farbigen Lichtern; vor vielen Bildschirmen saßen Techniker und drehten an Schaltknöpfen herum. Leise Stimmen in allen erdenklichen Sprachen drangen aus den Lautsprechern. Während wir von einem Techniker zum anderen gingen, sahen wir auf den Schirmen Fußballspiele, Streichquartette, Luftrennen, Eishockeyspiele, Kunstaussstellungen, Marionettentheater, Opernaufführungen – eben einen Querschnitt durch die Unterhaltungsprogramme der ganzen Welt; und das Funktionieren aller Darbietungen hing von diesen drei kleinen Metallgerüsten ab, die fünfunddreißigtausendzweihundert Kilometer hoch am Himmel schwebten. Bei einigen der Programme fragte ich mich allerdings, ob sie wirklich wert waren, so weltweit gesendet zu werden.

Die Relais-Stationen befaßten sich jedoch keineswegs nur mit den Bedürfnissen der Erde; auch die interplanetarischen Radioverbindungen wurden über sie geleitet. Wenn jemand auf dem Mars ein Gespräch mit einem Partner auf der Venus führen wollte, war es oft ratsam, die Verbindung über die Erdvermittlung laufen zu lassen. Wir hörten uns ein paar dieser Sendungen an. Sie wurden jedoch fast alle in hochtransformierten Wellenfrequenzen gesendet und waren deshalb völlig unverständlich. Da selbst die Radiowellen mehrere Minuten brauchen, um die Entfernungen zwischen den benachbarten Planeten zu überbrücken, kann man normale Gespräche gar nicht führen. Nur zwischen Erde und Mond ist das möglich, aber auch dabei muß man sich mit einer lästigen Verzögerung von fast drei Sekunden abfinden, ehe man eine Antwort hört. Die einzige Sprechsendung, die vom Mars kam, war der Bericht

eines Rundfunkkommentators über Lokalpolitik und den Stand der Ernte, der zur Erde weitergestrahlt wurde; er kam mir ziemlich langweilig vor.

Aber ein Erlebnis in der Relais-Station hinterließ einen tiefen Eindruck in mir. Von allen anderen Stationen konnte man auf die Erde hinabschauen und beobachten, wie sie sich um ihre Achse drehte und wie immer wieder andere Kontinente im Blickfeld auftauchten. Hier jedoch gab es keinen solchen Wechsel. Die Erde wandte der Station immer dieselbe Landschaft zu. Zwar zogen Tag und Nacht über den Planeten hin, aber bei jedem Sonnenaufgang und -Untergang befand sich die Station immer noch über der gleichen Stelle. Für alle Ewigkeit schwebte sie über einem Punkt in Uganda – dreihundert Kilometer vom Viktoriasee entfernt. Aus diesem Grunde konnte man sich auch nur schwer vorstellen, daß sich die Station überhaupt bewegte, obwohl sie doch tatsächlich mit einer Geschwindigkeit von fast zehntausend Kilometer pro Stunde durch den Raum jagte. Aber da sie für ihre Rundreise um die Erde genau vierundzwanzig Stunden brauchte, blieb sie eben immer über Uganda – ebenso wie die beiden anderen Relais-Stationen scheinbar unbeweglich über den zwei entgegengesetzten Küsten des Pazifiks hingen.

Nicht nur in dieser Hinsicht unterschied sich diese Relais-Station von der Inneren Station; die ganze Atmosphäre des Lebens schien hier anders zu sein. Die Männer der Besatzung verrichteten eine Arbeit, durch die sie ständig mit allen Geschehnissen auf der Erde in Berührung blieben; manchmal wußten sie über Ereignisse dort schon Bescheid, bevor die Öffentlichkeit auf der Erde selbst davon erfuhr. Und doch befanden sie sich andererseits an der Grenze des tiefen Weltraumes; denn zwischen ihnen und der Mondbahn gab es keine Zwischenstationen mehr. Es war eine seltsame Situation, und ich wünschte mir, ich hätte länger dort bleiben können, um dieses Leben zu erforschen.

Falls sich nun keine neuen Zwischenfälle mehr ereigneten, näherte sich jetzt mein Urlaub im Weltraum seinem Ende. Ich hatte zwar inzwischen das Schiff versäumt, das mich zur Erde zurückbringen sollte, aber dadurch gewann ich nicht so viel Zeit, wie ich gehofft hatte. Wie ich erfuhr, hatte man jetzt die Absicht, mich zur Wohnstation hinüberzuschicken und mich auf das reguläre Fährschiff zu verladen; ich würde also zusammen mit Passagieren heimkehren, die vom Mars oder der Venus kamen.

Unsere Reise zur Inneren Station verlief ohne besondere Er-

eignisse und war ziemlich langweilig. Wir konnten auch Doyle nicht dazu überreden, noch eine Geschichte zu erzählen, ich glaube, er schämte sich vor sich selbst ein wenig, weil er auf jener anderen Fahrt so gesprächig gewesen war.

Es war wie eine Heimkehr für mich, als das vertraute Gerüst der Inneren Station in Sicht kam. Es hatte sich nicht viel dort verändert. Ein paar Schiffe waren fort, und andere hatten ihre Plätze eingenommen – das war alles. Die übrigen Ausbildungslehrlinge erwarteten uns in der Luftschleuse – als eine An offizielles Empfangskomitee. Sie begrüßten Doyle mit lauten Hochrufen. Dann mußten wir einige Hänseleien wegen unserer Abenteuer hinnehmen. Die Tatsache aber, daß die ›Morning Star‹ immer noch draußen beim Weltraumhospital war, gab Anlaß zu vielen Klagen, und die Gefährten schoben teilweise uns die Schuld daran zu, obwohl doch der Kommandant allein dafür verantwortlich war.

Meinen letzten Tag auf der Station verbrachte ich hauptsächlich damit, Autogramme und Andenken zu sammeln. Das schönste Erinnerungsstück kam mir ganz unerwartet; es war ein wunderschönes kleines Plastikmodell der Station, das mir die Kameraden schenkten. Ich war darüber so gerührt, daß ich einfach keine Worte fand, um ihnen zu danken – aber ich glaube, sie haben gemerkt, welche Freude ich darüber empfand.

Endlich war alles eingepackt, und ich konnte nur hoffen, daß mein Gepäck die vorgeschriebene Gewichtsgrenze nicht überschritt. Und schließlich hatte ich nur noch einem Mann Lebewohl zu sagen.

Kommandant Doyle saß an seinem Schreibtisch – genau wie damals bei unserem ersten Zusammentreffen. Aber er sah für mich jetzt nicht mehr so schreckenerregend aus; denn ich hatte ihn kennen und bewundern gelernt. Ich hoffte, daß ich für ihn keine allzu große Last gewesen war, und ich versuchte ihm das auch zu sagen. Der Kommandant lächelte.

»Es hätte schlimmer sein können«, sagte er. »Im großen und ganzen haben Sie sich recht gut gehalten – wenn Sie es auch manchmal fertiggebracht haben, an ziemlich – hm – unerwarteten Stellen aufzutauchen. Ich muß mir wirklich überlegen, ob ich nicht der World-Airways-Gesellschaft eine Rechnung über den Extratreibstoff schicken soll, den Sie auf unserer kleinen Reise verbraucht haben. Es müßte einen ganz hübschen Betrag ergeben.«

Ich hielt es für das beste, nichts darauf zu sagen, und er fuhr auch gleich fort, nachdem er ein wenig zwischen seinen Papieren auf dem Schreibtisch herumgesucht hatte;

»Ich nehme an, es ist Ihnen bekannt, Roy, daß eine ganze Anzahl junge Männer sich um den Dienst hier auf der Station bewerben und daß nur wenige angenommen werden. Die Anforderungen sind sehr hoch. Nun, ich habe Sie in diesen letzten paar Wochen im Auge behalten, und ich habe gesehen, wie Sie sich angestellt haben. Wenn Sie also einmal, sobald Sie das richtige Alter erreicht haben – und das wird in zwei Jahren der Fall sein –, eine Bewerbung einreichen wollen, dann werde ich gern eine Empfehlung dazu schreiben.«

»Oh, vielen Dank, Sir!«

»Natürlich werden Sie sich dann sehr eifrig bemühen müssen. Bis jetzt haben Sie nur die interessanten und vergnüglichen Seiten unseres Lebens auf der Station kennengelernt – nicht die harte Arbeit. Und Sie haben es auch noch nicht erlebt, wie es ist, wenn ein Mann monatelang hier oben sitzen muß und darauf wartet, bis endlich sein Urlaub an der Reihe ist – und sich dabei fragt, warum er überhaupt jemals die Erde verlassen hat.«

Darauf konnte ich nichts entgegnen. Das war ein Problem, unter dem der Kommandant vermutlich schwerer litt als jeder andere in der Station.

Mit seiner linken Hand stieß er sich aus seinem Sessel empor und streckte mir seine Rechte entgegen. Während wir uns die Hände schüttelten, kam mir wieder unser erstes Zusammentreffen in den Sinn. Wie lange das jetzt schon her zu sein schien! Und plötzlich erkannte ich, daß mir – obwohl ich den Kommandanten täglich gesehen hatte – seine Beinlosigkeit gar nicht mehr zum Bewußtsein gekommen war. Er hatte sich den Verhältnissen dieser Umwelt hier so vollkommen angepaßt, daß alle anderen neben ihm wie Mißgeburten erschienen. Es war ein klarer Beweis dafür, was Willenskraft und Entschlossenheit erreichen können.

Als ich dann zur Luftschleuse kam, wartete noch eine Überraschung auf mich. Ich hatte mir zwar keinerlei Gedanken darüber gemacht, aber ich hatte doch irgendwie angenommen, daß mich eine der normalen Pendelraketen zur Wohnstation bringen würde. Statt dessen trieb vor der Schleuse die liebe alte ›Skylark of Space‹. Ich fragte mich, was wohl unsere feudalen Nachbarn in der Wohnstation denken würden, wenn dieses seltsame Vehikel vor ihrer Türschwelle aufkreuzte, und ich vermutete, daß die Ausbildungslehrlinge diese Beförderungsart für mich wahrscheinlich mit Absicht gewählt hatten, um vor den Leuten etwas Eindruck zu machen.

Tim Benton und Ron Jordan bildeten die Mannschaft der ›Sky-

lark«, und sie halfen mir, mein Gepäck durch die Luftschleuse hinüberzubringen. Sie sahen zweifelnd auf die vielen Pakete, die ich mit hatte, und fragten mich, ob ich denn wüßte, wie hoch die interplanetarischen Frachtraten wären. Zum Glück ist die Heimreise bei weitem am billigsten, und wenn ich später bei der Einschiffung auch ein paar unruhige Augenblicke zu überstehen hatte, so brachte ich doch alles unangefochten durch.

Die große rotierende Trommel der Wohnstation wurde langsam vor uns größer, und die wirre Ansammlung von Wohnkuppeln und Luftkorridoren, die so lange mein Heim gewesen waren, sank hinter uns zurück. Sehr vorsichtig bugsierte Tim die »Skylark« an den Achsenkopf der Wohnstation heran. Ich konnte nicht richtig sehen, was dann geschah, aber mächtig vielgliedrige Greifarme steckten sich uns entgegen und zogen uns näher, bis schließlich die Luftschleusen zusammengekoppelt waren.

»Na, dann mach's gut«, sagte Ron. »Ich schätze, wir werden dich wiedersehen.«

»Das hoffe ich«, erwiderte ich, und dabei überlegte ich, ob ich Kommandant Doyles Angebot erwähnen sollte. »Besucht mich mal, wenn ihr herunter zur Erde kommt.«

»Danke, das werden wir machen. Also – gute Reise zu dem alten Planeten hinab.«

Ich schüttelte beiden die Hand und fühlte mich dabei ziemlich unglücklich. Dann schwangen die Schleusentüren auf, und ich ging in das fliegende Hotel hinein, das so viele Tage lang ganz in der Nähe gewesen war und das ich doch nie besucht hatte.

Die Luftschleuse mündete in einen weiten kreisrunden Korridor, und dort wartete ein uniformierter Steward auf mich. Das zeigte mir gleich, wie es hier zuging. Nachdem ich so lange Zeit in allen Dingen für mich selbst hatte sorgen müssen, kam ich mir nun ziemlich komisch vor, als ich dem Mann mein Gepäck übergab.

Ich schaute mit Interesse zu, wie der Steward mein Eigentum sorgfältig an der Wand des Korridors aufstapelte; danach forderte er mich auf, mich daneben zu stellen. Plötzlich spürte ich dann ein schwaches Vibrieren, und ich erinnerte mich an die Fahrt in der Zentrifuge des Raumhospitals. Hier geschah das gleiche. Die Achse mit dem Korridor begann zu rotieren und sich der Rotationsgeschwindigkeit der Station anzupassen; die Zentrifugalkraft verlieh meinem Körper wieder ein wenig Gewicht, und die Wand des Korridors wurde zum Fußboden. Erst wenn die beiden Umdrehungs-

geschwindigkeiten angeglichen wären, würde es möglich sein, die eigentliche Station zu betreten.

Schließlich ertönte ein Summton, und ich wußte, daß nun der Ausgleich vollzogen war. Die Kraft, die mich gegen die gekrümmte Wand des Korridors drückte, war sehr schwach, aber sie würde an Stärke zunehmen, je weiter ich mich von der Achse entfernte, bis sie dann am Außenrand der Station gleich der Erdschwerkraft wäre. Ich hatte jedoch keine Eile, nach der Zeit völliger Gewichtslosigkeit diesen Zustand wieder zu erleben.

Der Korridor endete im Zentrum der Station an einer Tür, die zu meiner Überraschung in einen Fahrstuhl führte. Nach einer kurzen Fahrt öffnete sich dann die Tür in eine weite Halle, die ebensoviel das Foyer eines beliebigen Luxushotels auf der Erde hätte sein können. Ich konnte kaum glauben, daß ich mich nicht schon auf der Erde befand. Dort drüben stand der Empfangstisch, wo die Gäste ihre Fragen und Beschwerden vorbrachten; die uniformierten Hotelangestellten liefen eilig hin und her, und von Zeit zu Zeit wurde jemand durch den Lautsprecher aufgerufen. Nur die weit ausholenden, federnden Schritte, mit denen sich die Leute bewegten, verrieten die Tatsache, daß man sich hier nicht auf der Erde befand. Und über dem Empfangstisch hing ein Schild mit der Aufschrift:

›Schwerkraft in diesem Stockwerk: $\frac{1}{3}$ Erdschwere‹

Das war gerade das richtige Verhältnis für die heimkehrenden Marskolonisten, dachte ich. Wahrscheinlich waren alle diese Leute ringsum vom Roten Planeten gekommen, oder sie bereiteten sich darauf vor, dorthin zu fliegen.

Als ich mich angemeldet hatte, wurde mir ein kleines Zimmer zugewiesen, das gerade groß genug war für ein Bett, einen Stuhl und ein Waschbecken. Es war so seltsam, wieder einmal fließendes Wasser zu sehen, daß ich als erstes den Wasserhahn aufdrehte und fasziniert beobachtete, wie sich eine Wasserpfütze am Grunde des Beckens sammelte. Dann fiel mir plötzlich ein, daß man hier ja bestimmt auch ein richtiges Bad nehmen konnte, und so setzte ich mich mit einem Freudenschrei in Bewegung, um einen Baderaum ausfindig zu machen. Ich hatte das Duschen gründlich satt und alle die lästige Mühe, die damit verbunden war.

Auf diese Weise verbrachte ich also meinen ersten Abend an Bord der Wohnstation. Rings um mich wimmelte es von Reisenden, die von fernen Welten gekommen waren und sicherlich von seltsamen

Abenteuern erzählen könnten. Aber mit ihnen konnte ich mich morgen beschäftigen. Jetzt wollte ich ein Erlebnis auskosten, das nur bei Schwerkraft möglich war -- nämlich in einer Menge Wasser zu liegen, das nicht versuchte, sich in einen riesigen schwebenden Regentropfen zu verwandeln.



Es war spät am ›Abend‹ gewesen, als ich an Bord der Wohnstation ankam. Hier hatte man die Zeit nach dem Wechsel von Tag und Nacht geordnet, wie es ihn unten auf der Erde gab. Alle vierundzwanzig Stunden wurden die Lichter verdunkelt, Stille breitete sich in den Gängen und Räumen aus, und die Hotelbewohner gingen zu Bett. Außerhalb der Station mochte vielleicht gerade die Sonne scheinen, oder vielleicht befand sie sich eben im Erdschatten – aber hier in dieser Welt der weiten gekrümmten Korridore, der dicken Teppiche, der sanften Lichter und flüsternden Stimmen machte das keinen Unterschied aus. Die Wohnstation hatte ihre eigene Zeitrechnung, und niemand kümmerte sich um die Sonne.

In meiner ersten Nacht unter der Einwirkung von Schwerkraft schlief ich nicht besonders gut, selbst wenn ich jetzt auch nur wieder ein Drittel des Gewichts hatte, an das ich ein ganzes Leben lang gewöhnt gewesen war. Ich atmete mühsam und hatte unangenehme Träume. Immer wieder schien ich mit einem schweren Gewicht auf dem Rücken einen steilen Berg hinaufzuklettern. Meine Beine schmerzten, meine Lungen keuchten, und der Berg türmte sich endlos vor mir auf. Und so sehr ich mich auch plagte – den Gipfel erreichte ich nie.

Endlich versank ich dann in einen tiefen, traumlosen Schlaf, und ich wachte nicht mehr auf, bis mich ein Steward weckte, der mir das Frühstück brachte. Ich aß es von einem kleinen Klappbrett, das an meinem Bett angebracht war. Wenn ich darauf brannte, die Station zu besichtigen, so ließ ich mir doch diese Mahlzeit in aller Ruhe schmecken. Es war ein neues Erlebnis, das ich bis zur Neige auskosten wollte. Ein Frühstück im Bett gab es für mich ohnehin selten genug, aber es an Bord einer Raumstation zu genießen, das war wirklich etwas Besonderes.

Als ich mich dann angezogen hatte, brach ich auf, um meine Umgebung zu erforschen. Zuerst mußte ich mich vor allem daran ge-

wöhnen, daß der Fußboden überall gewölbt war. Natürlich mußte ich mich ebenso daran gewöhnen, daß es überhaupt einen Fußboden gab, nachdem ich so lange ohne ›oben‹ und ›unten‹ ausgekommen war. Der Grund für die Wölbung war einfach zu begreifen. Ich befand mich jetzt in einer riesigen zylinderförmigen Trommel, die sich langsam um ihre eigene Achse drehte. Die Zentrifugalkraft – dieselbe Kraft, die auch die Station auf ihrer Bahn am Himmel hielt – war hier am Werke und zog mich gegen die Außenwand dieser rotierenden Trommel, und die Zwischenwand des Stockwerksektors wurde dadurch zum Fußboden. Wenn man in einem Korridor parallel zum Außenrand der Station geradeaus ging, konnte man durch das ganze Stockwerk laufen und kam wieder zum Ausgangspunkt zurück. An jeder Stelle dieses Weges war ›oben‹ die Richtung zur Mittelachse der Station. Wenn ich einen Menschen in einer Entfernung von einigen Metern sah – ein Stück weiter in Richtung der Kurvenkrümmung –, dann erschien er mir so, als ob er schräg gegen mich geneigt dastünde. Er jedoch empfand seine Stellung als ganz normal senkrecht, und für ihn stand ich schräg geneigt da. Zuerst war das ziemlich verwirrend, aber wie an so vieles andere gewöhnte man sich nach einiger Zeit auch daran. Die Innenarchitekten der Station hatten ein paar gescheite Tricks angewendet, um durch eine entsprechende Dekoration der Räume diese Krümmung ein wenig zu vertuschen, und in den kleinen Zimmern war die Krümmung des Fußbodens so gering, daß man sie kaum wahrnahm.

Die Stationstrommel war in drei ringförmige Schichten aufgeteilt, die ineinander geschaltet waren. Wenn man von der Achse aus gegen den Außenrand der Trommel vorrückte – also dem Gefühl nach ›abwärts‹ stieg –, nahm die Gewichtempfindung zu. Die innerste Ringschicht war das Stockwerk, in dem ein Drittel der Erdschwerkraft herrschte; da es den Luftschleusen an der Achse der Station am nächsten lag, wurde es hauptsächlich für die Unterbringung der neu ankommenden Passagiere und die Gepäckaufbewahrung benutzt. Es hieß, wenn man sich lange genug im Empfangsraum dieses Stockwerks aufhielt, dann würde man jede bedeutende Persönlichkeit von den vier Planeten zu Gesicht bekommen.

Das innerste Stockwerk war konzentrisch von einer geräumigeren Ringschicht umgeben – dem Stockwerk mit ›Zwei Drittel Erdschwerkraft‹. Dieses zweite Stockwerk konnte man entweder mit einem Lift erreichen oder über seltsam gewundene Treppen. Es war ein sonderbares Erlebnis, eine von diesen Treppen hinabzusteigen. Es erforderte zuerst ziemlich viel Willenskraft, denn ich hatte mich

bis jetzt noch nicht einmal richtig an ein Drittel meines Normalgewichts gewöhnt. Während ich langsam die Stufen hinunterschritt, wobei ich mich fest an das Geländer anklammerte, schien ich bei jedem Schritt schwerer zu werden. Als ich schließlich das zweite Stockwerk erreicht hatte, waren alle meine Bewegungen so langsam und bleiern schwer, daß ich überzeugt war, jedermann müßte mich deswegen anstarren. Ich gewöhnte mich jedoch bald an dieses Gefühl. Ich mußte es ja auch, wenn ich wieder zur Erde zurück wollte.

Die größere Anzahl Passagiere befand sich in diesem Stockwerk mit ›Zwei Drittel Erdschwerkraft‹. Die meisten von ihnen waren auf der Heimreise vom Mars, und wenn sie auch während der letzten Wochen der Fahrt schon die normale Erdschwerkraft erlebt hatten – dank der Eigenrotation des Raumschiffs –, so schien ihnen dieser Zustand doch noch keineswegs zu behagen. Sie bewegten sich sehr steif und fanden immer wieder eine Ausrede, um ›hinauf‹ ins oberste Stockwerk gehen zu können, wo die Schwerkraft ungefähr so stark war wie auf dem Mars.

Ich war noch nie zuvor Marskolonisten begegnet, und sie beeindruckten mich sehr. Ihre Kleidung, ihre Sprache – alles an ihnen war irgendwie seltsam fremd, obwohl es schwierig zu sagen war, worin nun diese Fremdheit eigentlich bestand. Sie schienen sich alle beim Vornamen zu kennen und anzureden. Nach einer so langen Reise war das vielleicht nicht weiter erstaunlich, aber später fand ich heraus, daß es auf dem Mars tatsächlich ebenso war. Die Siedlungen waren immer noch so klein, daß jeder alle anderen kannte. Auf der Erde würden sie natürlich ganz andere Verhältnisse vorfinden.

Ich kam mir zwischen allen diesen unbekannten Leuten ein wenig einsam vor, und es dauerte einige Zeit, bis ich ein paar Bekanntschaften schloß. Im zweiten Stockwerk gab es ein paar kleine Läden, wo man Toilettenartikel und Andenken kaufen konnte, und ich schaute mich gerade in einem dieser Läden ein bißchen um, als drei junge Kolonisten hereingeschlendert kamen. Der älteste von ihnen war ein junger Mann ungefähr in meinem Alter, und die anderen beiden waren zwei Mädchen – offensichtlich seine Schwestern.

»Hallo«, sagte er, »Sie waren aber nicht auf dem Raumschiff.«

»Nein«, antwortete ich, »ich bin gerade erst von der Inneren Station herübergekommen.«

»Wie heißen Sie denn?«

Das so ohne Umschweife zu fragen, wäre auf der Erde unmöglich oder zumindest unhöflich gewesen, aber inzwischen hatte ich schon herausgefunden, daß alle Kolonisten so waren. Sie benahmen sich

sehr offenherzig und verschwendeten nie viele Worte. Ich beschloß, mich ebenso zu verhalten.

»Ich heiße Roy Malcolm. Und Sie?«

»Oh«, sagte eines der Mädchen, »wir haben in der Schiffszeitung etwas über Sie gelesen. Sie sind doch um den Mond herumgeflogen und haben alles mögliche erlebt.«

Ich fühlte mich sehr geschmeichelt, daß sie von mir gehört hatten, aber ich zuckte nur die Achseln, als wäre das etwas völlig Unwichtiges. Auf jeden Fall wollte ich mich ihnen gegenüber lieber nicht mit meinen Erlebnissen brüsten; denn sie waren ja schließlich viel weiter draußen im Raum gewesen als ich.

»Ich bin John Moore«, sagte der junge Mann, »und das sind meine Schwestern Ruby und Mary. Es ist das erste Mal, daß wir zur Erde kommen.«

»Sie meinen, ihr seid auf dem Mars geboren worden?«

»Ja; wir kommen heim, um das College zu besuchen.«

Es klang seltsam, diesen Ausdruck ›wir kommen heim‹ von jemandem zu hören, der noch nie einen Fuß auf die Erde gesetzt hatte. Ich hätte fast gefragt: ›Könnt ihr denn auf dem Mars keine gute Schulbildung bekommen?‹ – aber ich hielt mich zum Glück doch rechtzeitig zurück. Die Kolonisten waren gegen jede Kritik an ihrem Planeten sehr empfindlich, selbst wenn sie nicht böse gemeint war. Sie haßten auch das Wort ›Kolonist‹, und man tat gut daran, es in ihrer Gegenwart zu vermeiden. Aber man konnte sie schließlich auch nicht gut ›Marsianer‹ nennen, denn diese Bezeichnung wurde auf die Ureinwohner des Planeten angewendet.

»Wir wollen uns nach ein paar Andenken umschaun, die wir mit nach Hause nehmen können«, sagte Ruby. »Finden Sie nicht auch, daß diese Plastiksternkarte sehr hübsch ist?«

»Mir gefiel dieser Meteor am besten«, sagte ich. »Aber er ist furchtbar teuer.«

»Wieviel Geld haben Sie denn?« fragte John.

Ich durchsuchte den Inhalt meiner Taschen und stellte eine schnelle Berechnung an. Zu meinem Erstaunen sagte dann John ohne Zögern:

»Ich kann Ihnen den Rest leihen. Sie können mir das Geld auf der Erde zurückgeben.«

Das war meine erste Erfahrung mit der schnellentschlossenen Hilfsbereitschaft, die auf dem Mars eine Selbstverständlichkeit war. Ich konnte das Anerbieten natürlich nicht annehmen, aber anderer-

seits wollte ich John auch nicht kränken. Zum Glück hatte ich eine gute Ausrede bereit.

»Das ist wirklich nett von Ihnen«, sagte ich, »aber mir ist gerade eingefallen, daß mein Gepäck die erlaubte Gewichtsgrenze schon erreicht hat. Ich kann also leider nichts mehr mitnehmen.«

Beunruhigt wartete ich eine Minute, ob vielleicht einer von den Moores mir auch noch Platz in seinem Gepäck anbieten würde, aber offenbar hatten auch sie schon das zulässige Gewicht aufgebraucht. Danach war es unvermeidlich, daß sie mich ihren Eltern vorstellten. Wir fanden sie im Klubzimmer, wo sie sich mit irdischen Zeitungen beschäftigten. Sobald Mrs. Moore mich sah, rief sie:

»Was haben Sie denn mit Ihren Kleidern angestellt?«

Zum ersten Male wurde mir bewußt, daß das Leben der Inneren Station meinen Anzug ziemlich arg mitgenommen hatte. Bevor ich wußte, wie mir geschah, hatten sie mich in einen von Johns Anzügen gesteckt. Er paßte mir ganz gut, aber Muster und Farbe waren wirklich aufsehenerregend – jedenfalls nach irdischen Maßstäben, wenn es auch hier bestimmt nicht auffiel.

Es gab so viel zu erzählen, daß die Stunden bis zur Ankunft der Fährakete wie im Fluge vergingen. Das Leben auf dem Mars war für mich so neu und aufregend wie für die Moores das Leben auf der Erde. John besaß eine prächtige Sammlung von Fotos, die er selbst aufgenommen hatte und die das Leben in den großen Marsstädten und die farbigen Wüsten zeigten. Er war ziemlich weit herumgekommen und besaß ein paar sehr gute Aufnahmen von der Marslandschaft und dem Leben auf dem Roten Planeten. Sie waren so gut, daß ich ihm den Rat gab, sie doch an eine Illustrierte Zeitung zu verkaufen. Er antwortete mit leicht gekränkter Stimme:

»Das habe ich natürlich schon getan!«

Die Aufnahme, die mich am meisten faszinierte, bot einen Blick über eines der großen Vegetationsgebiete – die Syrtis Major, wie John mir erklärte. Das Bild war von beträchtlicher Höhe aufgenommen, und man schaute über einen Abhang in ein weitgedehntes Tal hinab. Vor Millionen Jahren waren die kurzlebigen Marsmeere über dieses Land hinweggewogt, und die Knochen seltsamer Meereslebewesen lagen heute noch in den Felsen eingebettet. Jetzt war neues Leben auf den Planeten zurückgekehrt. Dort unten im Tal pflügten große Maschinen den ziegelroten Boden um und schafften Anbauflächen für die Kolonisten von der Erde. Weiter hinten konnte ich Felder mit den sogenannten »Luftpflanzen« sehen, die in geraden Reihen angepflanzt waren. Während diese seltsame Pflanze

aufwuchs, würde sie die Bodenmineralien erschließen und den darin gebundenen Sauerstoff freimachen, so daß eines Tages die Menschen imstande sein würden, ohne Atemmaske auf dem Planeten zu leben.

Im Vordergrund des Bildes stand Mr. Moore – und neben ihm sah man zwei »Marsianer«. Die kleinen Geschöpfe hielten seine Finger mit ihren winzigen klauenartigen Händen umklammert und starrten mit ihren großen fahlen Augen in die Kamera. Irgendwie berührte mich diese Szene tief. Sie schien den freundschaftlichen Kontakt zwischen zwei Rassen des Weltraumes in einer dramatischen Weise zu zeigen, wie es kaum besser möglich war. »Hören Sie«, rief ich plötzlich aus, »Ihr Vater trägt ja gar keine Atemmaske!«

John lachte.

»Ich habe schon darauf gewartet, ob Sie es bemerken würden. Es wird zwar noch lange dauern, bis genügend Sauerstoff in der Atmosphäre vorhanden ist, daß wir alle ohne Maske atmen können, aber ein paar von uns halten es jetzt schon ein paar Minuten ohne Maske aus – das heißt, solange sie dabei keine anstrengende Arbeit verrichten.«

»Wie versteht ihr euch denn mit den Marsianern?« fragte ich. »Glauben Sie, daß diese Wesen einst eine hohe Zivilisation gehabt haben?«

»Darüber kann ich nichts sagen«, antwortete John. »Man hört zwar ab und zu Gerüchte über Ruinenstädte draußen in der Wüste, aber es stellte sich dann immer heraus, daß es Schwindel war oder nur ein schlechter Scherz. Es gibt keinen einzigen Beweis dafür, daß die Marsianer früher anders gewesen sind als jetzt. Sie sind nicht gerade freundlich, außer wenn sie noch jung sind, aber sie legen uns keinerlei Schwierigkeiten in den Weg. Die Erwachsenen ignorieren uns einfach – es sei denn, man kommt ihnen direkt in die Quere. Sie sind bestimmt sehr wenig neugierig.«

»Ich habe einmal gelesen«, sagte ich, »daß sie sich eher wie ziemlich intelligente Pferde benehmen als wie irgendein anderes Tier, das wir auf der Erde haben.«

»Das kann ich nicht beurteilen«, erwiderte John. »Ich habe noch nie ein Pferd gesehen.«

Das gab mir einen Ruck. Aber dann wurde mir klar, daß es vermutlich nur sehr wenig Tiere gab, die John bis jetzt gesehen hatte. Die Erde würde eine Menge Überraschungen für ihn bereithalten.

»Was werden Sie machen, wenn Sie auf die Erde kommen?« fragte ich. »Ich meine – abgesehen vom College-Besuch.«

»Oh, ich werde zuerst ein wenig herumreisen und die Sehens-

würdigkeiten besichtigen. Wir haben schon eine Menge Filme gesehen, müssen Sie wissen, und wir können uns so ungefähr vorstellen, was uns erwartet.«

Ich tat mein Bestes, um ein Lächeln zu unterdrücken. Ich hatte zwar schon in mehreren Ländern gelebt, aber trotzdem nicht allzu viel von der Erde gesehen, und ich überlegte, ob den Moores überhaupt klar war, wie groß die Erde wirklich war. Ihre Maßstäbe mußten sich von den meinigen ziemlich unterscheiden. Der Mars ist ein kleiner Planet, und es gibt dort nur sehr begrenzte Gebiete, wo ein Leben möglich ist. Wenn man alle Vegetationsgebiete zusammenrechnete, dann käme nicht mehr zusammen als die Fläche eines mittelgroßen Staates unten auf der Erde. Und natürlich waren die Gebiete, die von den Luftdruckkuppeln der wenigen Städte überdacht wurden, noch viel kleiner.

Ich beschloß, einmal herauszufinden, was meine neuen Freunde wirklich von der Erde wußten.

»Sicherlich«, sagte ich, »gibt es doch ein paar Orte, die ihr ganz besonders gern besuchen möchtet.«

»Oh, ja!« antwortete Ruby. »Ich möchte Wälder sehen! Diese hohen Bäume, die ihr habt – auf dem Mars gibt es nichts ähnliches, Es muß wunderbar sein, unter ihren Zweigen spazierenzugehen und alle die Vögel herumfliegen zu sehen.«

»Wir haben auch keine Vögel, mußst du wissen«, warf Mary ziemlich sehnsüchtig ein. »Die Luft ist zu dünn für sie.«

»Ich möchte das Meer sehen«, sagte John. »Ich möchte segeln und fischen. Es stimmt doch, daß man so weit auf das Meer hinausfahren kann, daß man überhaupt nicht mehr weiß, wo das Land ist, nicht wahr?«

»Ja, das stimmt«, sagte ich,
Ruby erschauerte.

»So viel Wasser! Es würde mir Angst machen. Ich würde befürchten, daß ich mich verirren könnte – und ich habe auch gelesen, daß man an Bord eines Schiffes sehr krank werden kann.«

»Ach«, erwiderte ich etwas gönnerhaft, »daran gewöhnt man sich schon. Natürlich gibt es heutzutage auch nicht mehr viele Schiffe – außer für Vergnügungsreisen. Vor ein paar hundert Jahren wickelte sich der Welthandel zum größten Teil noch über den Seeweg ab, aber jetzt wird alles mit Flugzeugen transportiert. Man kann aber in den Seebädern noch Schiffe mieten und Leute engagieren, die sie steuern.«

»Aber ist das auch wirklich ungefährlich?« fragte Ruby hartnäck-

kig. »Ich habe gelesen, daß eure Ozeane voll von schrecklichen Ungeheuern sind, die auftauchen und einen verschlingen könnten.«

Diesmal konnte ich mir ein Lächeln nicht verkneifen.

»Ich würde mir darüber keine Sorgen machen«, antwortete ich.
»Das kommt heutzutage kaum noch vor.«

»Und wie ist es mit den Landtieren?« fragte Mary. »Einige davon sind ziemlich groß, nicht wahr? Ich habe von Tigern und Löwen gelesen, und die sind bestimmt gefährlich. Ich habe direkt Angst, daß ich einem davon begegnen könnte.«

Insgeheim dachte ich: Hoffentlich weiß ich mehr über den Mars als ihr über die Erde! Ich wollte gerade erklären, daß man in unseren Städten gewöhnlich keine menschenfressenden Tiger antrifft – als ich plötzlich sah, wie Ruby ihrem Bruder verschmitzt zublinzelte. Da wurde mir klar, daß sie mich die ganze Zeit nur verulkt hatten.

Danach gingen wir zusammen zum Mittagessen in den großen Speisesaal, wo ich mich gar nicht besonders wohl fühlte. Ich verschlummerte mein Unbehagen noch mehr, als ich vergaß, daß wir wieder unter dem Einfluß der Schwerkraft standen, und ein Glas Wasser auf den Boden verschüttete. Aber alle lachten über mein Mißgeschick so freundlich, daß ich meine Verlegenheit gleich wieder überwand. Der einzige, der sich ärgerte, war der Steward, der den Boden aufwischen mußte.

Den Rest meines kurzen Aufenthaltes in der Wohnstation verbrachte ich meistens mit den Moores zusammen. Und überraschenderweise geschah es ausgerechnet hier in der Wohnstation, daß ich etwas sah, was ich auf meinen anderen Reisen versäumt hatte. Ich hatte zwar verschiedene Raumstationen besucht, aber niemals hatte ich beobachten können, wie eine gebaut wurde. Jetzt aber bekamen wir eine großartige Gelegenheit, bei einer solchen Bauarbeit zuzuschauen – und zwar ohne daß wir uns die Mühe machen mußten, dafür Raumanzüge anzulegen. Die Wohnstation wurde in der Achsenrichtung erweitert, und von den Ausguckfenstern an der Seite des zweiten Stockwerks konnten wir den ganzen faszinierenden Vorgang sehr gut beobachten. Hier geschah etwas, was ich meinen neuen Freunden sachverständig erklären konnte; ich sagte ihnen freilich nicht, daß mir dieses Schauspiel noch vor zwei Wochen ebenso fremdartig vorgekommen wäre wie ihnen.

Die Tatsache, daß die Station alle zehn Sekunden eine ganze Umdrehung um ihre Achse vollzog, wirkte zuerst höchst verwirrend, und die beiden Mädchen wurden ziemlich grün im Gesicht, als

sie die Sterne da draußen vor den Fenstern vorbeitanzen sahen. Da aber dabei keinerlei Erschütterung zu spüren war, fiel einem die Vorstellung sehr leicht – genauso wie auf der Erde –, daß wir stillstanden und daß es die Sterne waren, die um uns kreisten.

Der Anbau zur Wohnstation war bis jetzt noch nichts weiter als ein Gewirr von freischwebenden Gerüststreben, die nur teilweise schon von Metallplatten überdeckt waren. Man hatte die Konstruktion noch nicht in Rotation versetzt; denn das hätte die Bauarbeit außerordentlich erschwert. Im Augenblick schwebte das Gerüst noch ungefähr achthundert Meter von uns entfernt draußen im Raum; ein paar Frachtraketen lagen längsseits. Nach der Fertigstellung würde man den Anbau vorsichtig an die Station heranbugsieren und ihn durch kleine Raketenmotore in Rotation versetzen. Sobald dann die Umdrehungsgeschwindigkeiten genau angeglichen waren, würde man Station und Anbau miteinander verschrauben, und die Trommel der Wohnstation würde dann in der Achsenrichtung doppelt so lang sein.

Während wir zusahen, bugsierte eben eine Arbeitsgruppe einen großen Gerüstträger aus dem Laderaum einer Frachtrakete. Der Träger war ungefähr zwölf Meter lang, und wenn er auch hier draußen kein Gewicht hatte, so war doch seine träge Masse unverändert – und damit auch die Widerstandskraft, die er jeder Änderung seines Bewegungszustandes entgensetzte. Es war eine beträchtliche Anstrengung nötig, um ihn in Bewegung zu bringen, und die gleiche Kraft, um ihn wieder anzuhalten. Die Arbeiter saßen jeder in einer Art winzigem Raumschiff – einem etwa drei Meter langen Zylinder, der mit einem schwachen Raketentriebwerk und Steuerdüsen ausgerüstet war. Sie manövierten diese kleinen Flugkörper mit phantastischer Geschicklichkeit hin und her; sie schossen vorwärts und seitwärts und kamen wenige Zentimeter vor ihrem Ziel zum Stillstand. Mit Hilfe von raffinierten Greifmechanismen und vielgliedrigen Metallarmen konnten sie alle Montageaufgaben fast ebenso leicht durchführen, als wenn sie mit ihren eigenen Händen arbeiteten.

Die Arbeitsgruppe wurde durch Radio geleitet von einem Vorarbeiter – oder um ihm seinen würdigeren Titel zu geben: einem Kontrolleur. Er befand sich in einer kleinen Luftdruckkammer, die an den Gerüststreben des bereits montierten Konstruktionsteils befestigt war. Die Arbeiter bewegten sich nach seinen Anweisungen hin und her und auf und ab – und zwar immer in vollkommenem Gleichklang. Tatsächlich sahen sie in ihren Metallpanzern, auf denen

sich das Sonnenlicht spiegelte, wirklich wie Unterwassergeschöpfe aus.

Der Träger schwebte nun frei neben dem Schiff, das ihn vom Mond hierher gebracht hatte; zwei der Männer packten ihn mit ihren Greifklauen und zogen ihn langsam auf die Station zu. Viel zu spät, wie mir schien, schalteten sie dann ihre Bremsdüsen ein. Aber es war immer noch etwa fünfzehn Zentimeter Spielraum zwischen dem Träger und dem Gerüstwerk, als sie ihr Bremsmanöver beendet hatten. Dann flog der eine der beiden zum Schiff zurück, um seinen anderen Gefährten wieder beim Ausladen zu helfen, während der andere den Träger ganz an die Gerüstkonstruktion heranmanövrierte. Schließlich schob er Bolzen durch die entsprechenden Löcher und begann den Träger am Gerüstwerk zu verschrauben. Es sah alles sehr mühelos aus, aber es war mir klar, daß hinter dieser scheinbaren Mühelosigkeit eine außerordentliche Geschicklichkeit und viel Erfahrung verborgen sein mußten.

Bevor man zur Erde abreisen durfte, mußte man noch zwölf Stunden in dem äußersten Stockwerk der Station verbringen, wo volle Erdschwerkraft herrschte. So stieg ich schließlich wieder eine jener gewundenen Treppen hinunter, und wieder wuchs mein Gewicht mit jedem Schritt. Als ich endlich »unten« ankam, kamen mir meine Beine sehr schwach vor, und meine Knie zitterten. Ich konnte kaum glauben, daß dies die normale Erdschwerkraft war, unter deren Einwirkung ich mein ganzes bisheriges Leben verbracht hatte.

Die Moores waren mit mir gekommen, und sie spürten die Anstrengung noch mehr als ich, denn hier herrschte ja die dreifache Schwerkraft wie auf ihrem heimatlichen Mars. Ich mußte John zweimal auffangen, als er bei seinen unbeholfenen Gehversuchen zu stürzen drohte. Das dritte Mal gelang es mir nicht, und wir fielen beide zu Boden. Niedergeschlagen schauten wir uns an; gleich darauf mußten wir beide über unsere langen Gesichter lachen, und unsere Stimmung hob sich schnell wieder. Eine Weile saßen wir noch auf dem dicken Gummi-Bodenbelag – die Innenarchitekten der Station hatten offenbar genau gewußt, wo ein solcher Fußbodenbelag nötig sein würde; dann sammelten wir unsere Kräfte für einen neuen Versuch, und diesmal fielen wir nicht mehr hin. Zu Johns großem Ärger ging es seiner Familie bei diesem Abstieg viel besser als ihm.

Wir konnten natürlich die Wohnstation nicht verlassen, ohne vorher noch ihre Hauptattraktion erlebt zu haben. In dem Stockwerk mit der vollen Erdschwerkraft gab es ein Schwimmbad, wenn auch

nur ein kleines, aber sein Ruhm hatte sich im ganzen Sonnensystem verbreitet.

Es war berühmt, weil die Wasseroberfläche nicht eben war. Da die künstliche Schwerkraft innerhalb der Wohnstation durch ihre Rotation hervorgerufen wurde, wies die senkrechte Richtung an jedem Punkt auf die Achse hin. Und deshalb hatte eine freie Wassermasse eine konkav gewölbte Oberfläche wie die Innenwand eines riesigen Zylinders.

Wir konnten der Versuchung nicht widerstehen, einmal hineinzusteigen – nicht nur deshalb, weil im Wasser ein Teil der so anstrengenden Schwere des Körpers aufgehoben wurde. Wenn ich mich inzwischen auch an viele seltsame Dinge im Weltraum gewöhnt hatte, so war es doch ein sonderbar unheimliches Gefühl, in dem Bassin zu stehen und über die Wasseroberfläche hinzublicken. In der einen Richtung – parallel zur Achse der Station – war sie durchaus eben – aber in der anderen Richtung wölbte sie sich zu beiden Seiten aufwärts. Am Rande des Beckens ragte das Wasser tatsächlich viel höher als mein Kopf empor. Mir kam es so vor, als wäre ich im Wellental einer riesigen erstarrten Woge. Jeden Augenblick erwartete ich, daß das Wasser vom Rande des Schwimmbeckens auf mich herabfluten würde. Aber das geschah natürlich nicht, weil ja in diesem seltsamen Schwerefeld die Oberfläche bereits ›oben‹ warf.

Wir konnten leider nicht so lange in diesem seltsamen Schwimmbad herumplantschen, wie ich es gewünscht hätte, denn plötzlich begann der Lautsprecher gedämpft zu rufen, und ich wußte, daß meine Zeit bald abgelaufen war. Alle Passagiere wurden gebeten, das Verladen ihres Gepäcks zu kontrollieren und sich dann in der Haupthalle der Station zu versammeln. Wie ich wußte, planten die Kolonisten eine kleine Abschiedsfeier, und obwohl sie mich ja nicht direkt betraf, fühlte ich mich doch genug interessiert daran, um auch hinzugehen. Nachdem ich so viel mit den Moores zusammen gewesen war, mochte ich sie jetzt wirklich sehr gern, und ich begann auch ihre ganze Art viel besser zu verstehen.

Es war eine stille kleine Versammlung, der wir uns ein paar Minuten später anschlossen. Das waren keine harten, selbstbewußten Pioniere mehr. Sie wußten, daß sie nun bald voneinander getrennt sein und sich in einer fremden Welt befinden würden – unter Millionen von menschlichen Wesen mit einer ganz anderen Lebensweise. Alle ihre Reden über das ›Heimkommen‹ waren jetzt anscheinend verstummt; es war der Mars und nicht die Erde, dem ihr Heimweh galt.

Während ich ihre kleinen Abschiedsreden anhörte, fühlte ich plötzlich ein großes Mitleid für sie in mir aufsteigen. Aber auch ich selbst tat mir leid.

In ein paar Stunden würde auch ich Abschied nehmen müssen – Abschied vom Weltraum.



Ich war von der Erde als einzelner Raumschiffpassagier heraufgekommen, aber zurück zur Erde reiste ich in einer zahlreichen Gesellschaft. Fast fünfzig Passagiere drängten sich im obersten Stockwerk der Wohnstation und warteten auf die Ausschiffung. Das waren nur die Passagiere der ersten Rakete.

Bevor wir die Station verließen, drückte man jedem von uns einen Stoß Flugblätter und Broschüren in die Hand – mit Instruktionen, Warnungen und Ratschlägen in bezug auf die Lebensbedingungen der Erde. Ich hielt es nicht für notwendig, das alles durchzulesen, aber ich war ganz froh, wieder ein weiteres Andenken an meine Reise zu erhalten. Es war sicherlich eine gute Idee, diese Informationsblätter gerade zu diesem Zeitpunkt auszugeben, denn jetzt würden sich die meisten Passagiere so in die Lektüre vertiefen, daß sie gar keine Zeit fänden, sich bis zur Landung irgendwelche Sorgen über den Flug zu machen.

Die Luftschleuse war nur groß genug, um etwa jeweils ein Dutzend Leute aufzunehmen. Es dauerte also eine ganze Weile, bis alle Passagiere durchgeschleust waren. Immer wenn eine Gruppe die Station verließ, mußte die Drehung der Achse abgebremst werden, bis die Rotationsgeschwindigkeit der Station aufgehoben war. Dann wurde die Achse an das wartende Raumschiff angekuppelt, und die Leute gingen hinüber; danach wurde sie wieder losgekuppelt und erneut in Drehung versetzt, und dann begann der ganze Vorgang wieder von vorn. Ich fragte mich, was wohl passieren würde, wenn sich einmal irgend etwas verklemmen würde, während die Achse der rotierenden Station an das stillstehende Schiff angeschlossen war. Vermutlich würde das Schiff am schlimmsten dabei wegkommen das heißt, noch schlimmer würde es sicherlich den unglücklichen Passagieren ergehen, die sich gerade in der Verbindungsschleuse befanden. Ich fand jedoch später heraus, daß es eine zusätzliche Kupp-

lung gab, die gerade für einen solchen Notfall bestimmt war und dann ausgeklinkt wurde.

Dieses Erdfährschiff war das größte Raumschiff, das ich je betreten hatte. Es gab eine große Kabine für die Passagiere mit langen Reihen von Liegesitzen, in denen wir während des ganzen Fluges angeschnallt bleiben mußten. Da ich das Glück hatte, als einer der ersten an Bord zu kommen, konnte ich mir einen Platz in der Nähe eines der Ausguckfenster sichern. Die meisten Passagiere hatten keinen anderen Anblick vor sich als ihre Nachbarn – oder sie konnten sich die Schriften ansehen, die man uns mitgegeben hatte.

Wir warteten fast eine Stunde, bis alle an Bord waren und das Gepäck verstaut war. Dann wurde uns durch Lautsprecher mitgeteilt, daß der Start in fünf Minuten erfolgen würde. Das Schiff hatte sich inzwischen von der Station gelöst und war etwa zweihundert Meter abgetrieben.

Ich hatte immer gedacht, daß die Rückkehr zur Erde nach der Erregung des Aufstiegs eine Enttäuschung sein würde. Freilich war es ein ganz anderes Gefühl, das ich spürte, aber es war dennoch ein Erlebnis für mich. Bis jetzt waren wir zwar nicht jenseits des Bereiches der Schwerkraft, aber doch immerhin so schnell in Bewegung gewesen, daß uns die Erde nicht zu sich hinunterziehen konnte. Jetzt jedoch würden wir auf diese Geschwindigkeit, die uns Sicherheit gab, verzichten. Wir würden jetzt allmählich fallen, bis wir in die Atmosphäre eindringen, und dann in langen, immer enger werdenden Spiralen zur Erdoberfläche hinabgleiten.

Wenn wir in einem zu steilen Winkel in die Lufthülle hineintauchten, würde unser Schiff womöglich wie ein Meteor am Himmel aufflammen und wie eine Sternschnuppe ein feuriges Ende finden.

Ich blickte auf die angespannten Gesichter ringsum. Vielleicht dachten die Marskolonisten gerade dasselbe wie ich. Oder vielleicht überlegten sie auch, wie es ihnen auf dem Planeten ergehen würde, den so wenige von ihnen schon einmal gesehen hatten. Ich hoffte, daß keiner von ihnen enttäuscht werden würde.

Drei scharfe Summtöne aus dem Lautsprecher gaben uns das letzte Warnungssignal. Fünf Sekunden später schaltete sich das Triebwerk ein – erst nur sanft, dann mit steigender Leistung, bis die volle Schubkraft erreicht war. Ich sah, wie die Wohnstation schnell hinter uns zurückblieb und ihre große rotierende Trommel vor dem Hintergrund der Sterne immer kleiner wurde. Mit schwerem Herzen beobachtete ich dann, wie die unregelmäßige Ansamm-

lung von Gerüststreben und Druckkammern, die so viele meiner Freunde beherbergte, am Schiff vorbeiglitt. Ich konnte nicht anders – ich mußte hinüberwinken – so sinnlos diese Geste auch sein mochte. Aber schließlich wußten ja die Kameraden dort drüben, daß ich mich in diesem Schiff befand, und vielleicht konnten sie mich einen Moment lang durch das Fenster sehen.

Jetzt schrumpften die beiden Teile der Inneren Station immer schneller hinter uns zusammen, und bald verschwanden sie hinter den großen Flügeln des Fährschiffes ganz aus meinem Blickfeld. Man konnte sich nur schwer vorstellen, daß in Wirklichkeit unser Schiff es war, das an Geschwindigkeit verlor, während die Station unbeirrbar auf ihrer Bahn weiterzog. Und da das Schiff immer langsamer flog, fielen wir jetzt in einer langen Kurve hinab, die uns bis auf die andere Seite der Erde führen würde, bevor wir in die Lufthülle eindringen.

Nach einer überraschend kurzen Zeit setzten die Motoren wieder aus. Wir hatten jetzt die entsprechende Geschwindigkeit eingeübt, und die Anziehung der Erde würde das übrige tun. Die meisten Passagiere hatten zu lesen angefangen; ich aber beschloß, mir zum letzten Male ohne die störende Atmosphäre die Sterne anzuschauen. Das war auch die letzte Gelegenheit für mich, noch einmal den schwerelosen Zustand zu erleben, aber ich konnte sie nicht ausnutzen, da ich meinen Platz nicht verlassen durfte. Ich versuchte es zwar trotzdem, aber ich wurde von dem Steward sofort zurückgescheucht.

Das Schiff zeigte mit der Spitze momentan noch gegen die Richtung seiner Bahnbewegung, und es mußte jetzt gedreht werden, damit es mit dem Bug voran in die Atmosphäre eintauchen konnte. Es war genug Zeit, dieses Manöver durchzuführen, und der Pilot tat es sehr langsam und gemächlich, indem er die Steuerdüsen an den Flügelspitzen einschaltete. Von meinem Platz aus konnte ich die feinen Dunststreifen sehen, die aus den Düsenmündungen hervorschoßen, und sehr langsam begann sich der Sternhimmel um uns zu drehen. Es dauerte fast volle zehn Minuten, bevor die Drehung wieder aufhörte, und jetzt deutete der Bug des Schiffes genau nach Osten.

Wir befanden uns immer noch achthundert Kilometer über dem Äquator, und das Schiff bewegte sich mit einer Geschwindigkeit von nahezu achtundzwanzigtausendachthundert Kilometern pro Stunde. Aber langsam und unwiderstehlich fielen wir erdwärts. In

ungefähr einer Viertelstunde würden wir in die äußersten Schichten der irdischen Atmosphäre eintauchen.

John saß neben mir, und so hatte ich Gelegenheit, meine Geographiekenntnisse an den Mann zu bringen.

»Das dort unten ist der Pazifische Ozean«, sagte ich – und irgendeine Regung veranlaßte mich dazu, sehr wenig taktvoll hinzuzufügen: »Man könnte darin den ganzen Mars unterbringen, ohne daß er dabei die Küsten berühren würde.«

John war jedoch viel zu fasziniert von der weiten Wasserfläche, als daß er sich beleidigt gefühlt hätte. Für jemanden, der bisher auf dem ozeanlosen Mars gelebt hatte, muß der Anblick überwältigend gewesen sein. Auf dem Mars gab es ja nicht einmal größere Seen, sondern nur ein paar seichte Tümpel, die sich im Sommer um die schmelzenden Eiskappen bilden. Und jetzt blickte John auf eine Wasserfläche hinunter, die sich nach allen Richtungen unendlich dehnte, soweit das Auge reichte, und nur ein paar winzige Inseln waren hier und dort weit verstreut zu sehen.

»Schau mal«, sagte ich, »dort – genau vor uns! Das ist die Westküste von Südamerika. Wir können jetzt nicht mehr höher als dreihundert Kilometer sein.«

Immer noch in vollkommener Stille sank das Schiff weiter erdwärts, und der Ozean rollte unter uns zurück. Keiner von den Passagieren las jetzt mehr, wenn er die Möglichkeit hatte, durch ein Fenster hinauszuschauen. Ich bedauerte die Leute, die in den Mittelreihen saßen und die Landschaft dort unten nicht sehen konnten.

In Sekundenschnelle glitt dann die Küste von Südamerika unter uns vorüber, und vor uns dehnten sich die großen Dschungelgebiete des Amazonas. Hier gedieh Leben in einem Überfluß, den der Mars nie erreicht hatte und nieerreichen würde. Viele tausend Quadratkilometer von dichten Wäldern, zahllose Ströme und Flüsse tauchten dort unten auf; es ging so schnell, daß ein neuer Anblick schon wieder verschwunden war, ehe man ihn richtig erfaßt hatte.

Jetzt verbreiterte sich der große Strom, während wir über sein Herrschaftsgebiet dahinzogen. Wir näherten uns dem Atlantik; man hätte ihn jetzt eigentlich schon sehen müssen, aber er schien von Nebelbänken verhüllt zu sein. Als wir über die Mündung des Amazonas flogen, sah ich, daß dort unten ein schweres Unwetter tobte. Von Zeit zu Zeit zuckten grelle Blitze quer über die Wolken. Es war ein unheimliches Gefühl, daß alles in völliger Stille vor sich ging, während wir hoch darüber hinwegjagten.

»Ein Tropengewitter«, sagte ich zu John. »Habt ihr auf dem Mars jemals auch so heftige Unwetter?«

»Natürlich nicht mit Regen«, sagte er. »Aber manchmal erleben wir ziemlich schlimme Sandstürme über Wüstengebieten. Und einmal habe ich auch schon Blitze gesehen.«

»Was – ohne Regenwolken?« fragte ich.

»Oh, ja. Der Sand lädt sich elektrisch auf – nicht sehr häufig, aber es kommt doch vor.«

Der Sturm wütete jetzt schon weit hinter uns, und der Atlantik lag unter uns glatt in der Abendsonne. Wir würden ihn nicht mehr lange sehen können; denn die Dunkelheit tauchte jetzt vor uns auf. Wir näherten uns der Nachtseite des Planeten, und am Horizont konnte ich schon die Schatten schnell auf uns zukommen sehen, während wir in die Dämmerung eindrangen. Es war ein unheimliches Gefühl, so kopfüber in diesen Vorhang von Dunkelheit hineinzujagen. Mitten über dem Atlantik schwand das Sonnenlicht – und fast im gleichen Moment hörten wir auch das erste Flüstern der Luft an der Schiffshülle.

Es war ein unirdisches, gespenstisches Geräusch, und mir sträubten sich die Haare im Nacken. Nach dem vollkommenen Schweigen des Weltraums schien jedes Geräusch eine Drohung zu sein. Aber dieses Geräusch wurde immer stärker, während die Minuten vorstrichen; von einem fernen klagenden Wimmern steigerte es sich zu einem schrillen Schreien. Wir waren immer noch mehr als achtzig Kilometer hoch, aber bei der Geschwindigkeit, mit der das Schiff dahintraste, protestierte sogar die dünne Luftschicht in dieser Höhe gegen unser Eindringen.

Und sie zerrte auch am Schiff und bremste es ab. Wir spürten ein schwaches, aber immer stärker anwachsendes Ziehen an unseren Gurten; die Kraft der Bremsbeschleunigung versuchte uns aus unseren Sitzen zu ziehen. Es war so, als ob man in einem Auto säße das scharf abgebremst wird. In diesem Fall würde jedoch der Bremsvorgang zwei Stunden dauern, und wir würden die Erde noch einmal umrunden, bevor wir landen konnten.

Wir waren jetzt nicht mehr länger in einem Weltraumschiff, sondern in einem Flugzeug. In fast völliger Dunkelheit – es stand kein Mond am Himmel – flogen wir über Afrika und den Indischen Ozean hinweg. Die Tatsache, daß wir mit einer Geschwindigkeit von vielen tausend Kilometern pro Stunde durch die Nacht jagten – über eine Erde hinweg, die wir nicht sehen konnten –, machte dieses Erlebnis um so eindrucksvoller. Das schrille Pfeifen der Luft

begleitete uns jetzt stetig; es wurde jedoch weder lauter noch schwächer, während die Minuten verstrichen.

Ich starrte in die Dunkelheit hinaus – als ich plötzlich rechts unter mir ein schwaches rotes Glühen sah. Da mir in dieser Finsternis jeglicher Orientierungssinn verlorengegangen war, schien es zuerst in ungeheurer Tiefe unter dem Schiff aufzuleuchten. Vielleicht war es ein Waldbrand, dachte ich – aber wir befanden uns doch jetzt sicherlich schon wieder über dem Ozean. Doch dann wurde mir plötzlich erschreckend klar, daß dieses Glühen von dem rechten Schiffsflügel des Schiffes ausging. Die Reibungshitze unserer Jagd durch die Atmosphäre hatte die Flügel zu kirschroter Glut erwärmt.

Ein paar Sekunden lang startete ich benommen auf dieses unheimliche Glühen; dann beruhigte ich mich aber und sagte mir, daß wohl alles in bester Ordnung wäre. Die ungeheure Bewegungsenergie unseres Schiffes wurde in Hitze umgewandelt, und das war nötig, um unsere Geschwindigkeit zu verringern. Ich hatte allerdings nicht geahnt, daß durch diesen Vorgang so viel Hitze erzeugt werden würde. Denn während ich hinausblickte, wurde das Glühen immer noch intensiver. Als ich mein Gesicht gegen die Scheibe des Fensters preßte, konnte ich deutlich einen Teil der Flügelvorderkante sehen, und einige Stellen strahlten schon in hellem Gelb. Ich fragte mich, ob die anderen Passagiere dieses Glühen wohl auch schon bemerkt hätten und erschrocken wären – aber vielleicht waren sie durch die Informationsschriften, die ich nicht gelesen hatte, bereits über die Ungefährlichkeit der Erscheinung aufgeklärt worden.

Ich war froh, als wir wieder ins Tageslicht hinausstießen und die Morgendämmerung über dem Pazifik vor uns lag. Das Glühen unserer Flügel war jetzt nicht mehr zu sehen und beunruhigte mich nicht mehr. Außerdem vertrieb der überirdische Glanz des Sonnenaufgangs, dem wir mit einer Geschwindigkeit von sechzehntausend Kilometern in der Stunde entgegenflogen, alle anderen Gefühle. Von der Inneren Station aus hatte ich oft die Morgendämmerung und den Sonnenaufgang beobachtet, wie sie über die Erde dahinzogen. Aber dort oben war ich ein unbeteiligter Zuschauer gewesen – nicht ein Teil des Geschehens selbst. Jetzt aber befand ich mich wieder innerhalb der Atmosphäre, und alle diese wunderbaren Farben glühten rings um mich auf.

Wir hatten jetzt eine vollständige Umrundung der Erde hinter uns und dabei über die Hälfte unserer Geschwindigkeit verloren. Es dauerte dieses Mal viel länger, bis die brasilianischen Dschungel wieder sichtbar wurden, und sie zogen jetzt viel langsamer unter uns

dahin. Über der Amazonas­mündung tobte noch immer das Unwetter – jetzt nur noch in kurzer Entfernung unter uns –, als wir zu unserer letzten Überquerung des Südatlantiks ansetzten.

Wieder kam die Nacht, und wieder glühte der Flügel dunkelrot in der Dunkelheit da draußen. Jetzt schien das Glühen sogar noch heller zu strahlen, aber ich hatte mich wohl inzwischen an den Anblick gewöhnt; denn er erfüllte mich nicht mehr so mit Besorgnis wie vorher. Wir näherten uns nun dem Ende der Fahrt; der letzte Abschnitt unserer Reise begann. Unter­dessen hatte das Schiff sicherlich schon so viel an Geschwindigkeit verloren, daß es nicht mehr schneller flog als ein normales Flugzeug.

Lichtpunkte entlang der Ostküste von Afrika verriet­en mir, daß wir jetzt wieder über den Indischen Ozean hinausflogen. Ich wünschte mir, ich hätte jetzt oben in der Kontrollkabine sein können, um die Vorbereitungen für die Landung im Raumhafen mit­zuerleben. Der Pilot hatte jetzt sicherlich schon den Radioleitstrahl mit seinem Empfänger erfaßt; er würde seinen Kurs nun davon lenken lassen, bis wir unser Ziel anfliegen. Wenn wir Neuguinea erreichten, würde die Reibung unsere ganze Geschwindigkeit aufgezehrt haben; unser Schiff würde dann nichts mehr sein als ein großes Segelflugzeug, das mit dem letzten Rest seiner einst so hohen Geschwindigkeit durch den Nachthimmel glitt.

Der Lautsprecher unterbrach meine Gedanken:

»Pilot an Passagiere. Wir werden in zwanzig Minuten landen.«

Auch ohne diese Ansage hätte ich erkannt, daß der Flug sich seinem Ende näherte. Das Heulen des Windes um die Schiffshülle tonte jetzt tiefer, und unsere Flugrichtung hatte sich merklich geändert, als das Schiff schräg abwärts glitt. Und – das war das auffälligste Anzeichen – das rote Glühen da draußen vor dem Fenster schwand jetzt schnell. Schließlich waren nur noch ein paar tiefrote Flecken an der Vorderkante des Flügels zu sehen. Ein paar Minuten später waren auch sie verschwunden.

Es war noch immer Nacht, als wir Sumatra und Borneo überflogen. Hin und wieder blitzten die Lichter von Städten und Schiffen vor uns auf und blieben hinter uns zurück – sehr langsam, wie es mir im Gegensatz zu dem rasenden Flug unserer ersten Überquerung erschien.

Der Lautsprecher sagte in regelmäßigen Abständen unsere Geschwindigkeit und Position an. Wir flogen vielleicht noch mit tausend Kilometer pro Stunde dahin, als wir in die tiefere Dunkelheit eintauchten, die über Neuguinea lag.

»Dort ist es!« flüsterte ich John zu.

Das Schiff hatte sich leicht zur Seite geneigt, und unter dem rechten Flügel war eine große Konstellation von glänzenden Lichtpunkten zu sehen. Eine Signalarakete stieg in einer langen, graziösen Kurve empor und explodierte in rotem Feuerschein. In den kurzen Sekunden des Aufflammens sah ich einen Moment lang die weißen Berggipfel, die um den Raumhafen aufragten. Hoffentlich waren wir noch hoch genug, um sie zu überfliegen, dachte ich. Jetzt noch ein Unglück zu erleben, nachdem wir alle Gefahren des Raumfluges überstanden hatten – das wäre eine bittere Ironie des Schicksals.

Ich konnte es überhaupt nicht spüren, wann wir tatsächlich den Boden berührten – so vollkommen glatt vollzog sich die Landung. Eben waren wir noch in der Luft, und in der nächsten Sekunde glitten schon die Lichter der Startbahn an uns vorbei, auf der das Schiff entlangrollte, bis es schließlich langsam zum Stillstand kam. Ich saß einen Moment ganz reglos auf meinem Platz und versuchte mir klarzumachen, daß ich jetzt wirklich wieder auf der Erde war. Dann schaute ich zu John hinüber, und an seinem Gesichtsausdruck erkannte ich, daß auch er es kaum fassen konnte.

Der Steward ging durch die Kabine, um den Passagieren beim Lösen ihrer Sitzgurte zu helfen und ihnen noch ein paar letzte Ratschläge zu geben. Als ich die ziemlich beunruhigten Gesichter der Marsleute sah, spürte ich ein leichtes Gefühl der Überlegenheit. Ich kannte mich auf der Erde aus, aber für sie würde nun alles fremd sein. Jetzt wurde ihnen auch klar, daß sie sich endgültig im Machtbereich der Erdschwerkraft befanden, und daran würde sich nichts ändern, bis sie wieder draußen im Weltraum wären.

Da wir das Schiff als erste betreten hatten, verließen wir es jetzt als letzte. Ich half John mit seinem Gepäck, da er sich offensichtlich sehr unbehaglich fühlte und wenigstens eine Hand frei haben wollte, mit der er sich stützen konnte.

»Kopf hoch«, sagte ich zu ihm; »Sie werden auf der Erde bald ebenso munter herumlaufen können wie auf dem Mars.«

»Hoffentlich haben Sie recht«, erwiderte er düster. »Im Augenblick komme ich mir wie ein Krüppel vor, der seine Krücken verloren hat.«

Die Gesichter von Mr. und Mrs. Moore sahen grimmig entschlossen aus, während sie vorsichtig zur Luftschleuse gingen. Falls auch sie sich wünschten, sie wären lieber auf dem Mars geblieben, so verbargen sie ihre Gefühle jedenfalls sehr gut. Aus irgendeinem Grund

schienen die Mädchen weniger unter der Schwerkraft zu leiden als alle anderen.

Als wir unter dem großen Flügel aus der Luftschleuse herausstiegen, wehte uns die dünne Gebirgsluft entgegen. Für eine Nacht in dieser Höhenlage war es überraschend warm. Dann wurde mir klar, daß der Flügel über uns immer noch heiß war – wahrscheinlich zu heiß, als daß man ihn hätte berühren können, wenn er auch nicht mehr sichtbar glühte.

Langsam gingen wir auf die wartenden Transportfahrzeuge zu. Bevor ich in einen Autobus einstieg, der uns zu den Flughafengebäuden bringen sollte, blickte ich noch einmal zu dem sternensäten Himmelsraum empor, in dem ich eine Zeitlang zu Hause gewesen war und in den ich unbedingt auch wieder zurückkehren wollte. Dort oben im Schatten der Erde zog die Innere Station auf ihrer Bahn dahin – mit Kommandant Doyle, Tim Benton, Ron Jordan, Norman Powell und allen den anderen Freunden, die ich während meines Besuches im Weltraum gewonnen hatte. Ich dachte an Kommandant DoYLES Versprechen, und ich fragte mich, wie bald ich ihn wohl schon daran erinnern würde...

John Moore wartete geduldig hinter mir; er hatte sich am Türgriff des Bus festgeklammert. Er sah, wie ich in den Himmel blickte, und schaute ebenfalls empor.

»Sie werden die Innere Station nicht sehen können«, sagte ich. »Sie befindet sich gerade im Erdschatten.«

John antwortete nicht – und dann sah ich, daß er weiter nach Osten startete, wo die ersten Anzeichen der Morgendämmerung am Horizont aufglühten. Hoch oben zwischen den Sternbildern des Südhimmels, die mir wenig vertraut waren, erkannte ich einen rotstrahlenden Stern, der am hellsten von allen leuchtete – der Mars.

»Meine Heimat«, sagte John mit einer leisen, traurigen Stimme.

Ich starrte hinauf zu diesem feurigen Lichtpunkt, und ich dachte dabei an die Bilder, die John mir gezeigt, und an die Geschichten, die er mir erzählt hatte. Dort oben waren die farbigen Wüsten und die alten Meeresbecken, die der Mensch jetzt wieder zu neuem Leben erweckte. Dort waren die kleinen Marsianer, die vielleicht – oder auch nicht – zu einer Rasse gehörten, die viel älter war als unsere irdische Menschenrasse.

Und jetzt wußte ich, daß ich Kommandant Doyle schließlich doch enttäuschen würde. Die Raumstationen waren meiner Heimat noch zu nahe, als daß mich das Leben dort befriedigen könnte. Meine

Phantasie war jetzt von dieser kleinen rotschimmernden Welt gefangengenommen worden, die dort oben vor den fernen Fixsternen glühte.

Wenn ich wieder hinaus in den Weltraum flöge, dann würde die Innere Station nur der erste Meilenstein sein auf meinem Wege von der Erde bis in die Tiefe des unendlichen Raumes, wo noch ungeahnte Wunder des Kosmos lockten.

Ein Klassiker der SF-Literatur

Der 17jährige Roy Malcolm gewinnt bei einem Fernsehquiz eine Reise zu einer Weltraumstation.

In Form einer packenden Reportage werden Roys Erlebnisse und Abenteuer auf diesem Raumflug geschildert: ein visionäres Bild, das nicht mehr weit von der Wirklichkeit des Heute entfernt scheint...



Arthur Charles Clarke:

ist zusammen mit Asimov und Heinlein wohl der berühmteste Autor dieses Genres auf der Welt. Seinen Weltruf erlangte er als Mitautor von »2001 – Odyssee im Weltraum«. Diesem Film von Stanley Kubrick lag eine Geschichte Clarks zugrunde, die er später zum Roman ausbaute.

A. C. Clarke hat sämtliche auf dem Gebiet der SF möglichen Preise mehrmals erhalten. Außer »2001« sind seine berühmtesten und von der Kritik am meisten geschätzten Romane »Die sieben Sonnen« und »Die letzte Generation«, die auch beim großen Publikum Erfolge wurden.



Ein Goldmann-Taschenbuch

ISBN 3-442-23006-3 DM 5,80